



CLEMENS KOPP

PALÄSTINA

Vergangenheit und Gegenwart

2003
SA
8344

AG BONIFACIUS-DRUCKEREI PADERBORN



Julius Abfalg



Dr. Clemens Kopp · Palästina

zum 1. Okt. 31.10.49,

Dr. Clemens Kopp

PALÄSTINA

Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart

1949

Verlag Bonifacius-Druckerei Paderborn.





OB SA 8344



ASSF 366

Imprimatur. Paderbornae, d. 7. m. Decembris 1948
Nr. A 5050/48. Vicarius Generalis: Rintelen

Druck: Bonifacius-Druckerei GmbH, Paderborn

EINFÜHRUNG

Das alte *Rom* war ein Schwamm, der die Kulturen des Ostens aufsaugte. Ein Felsen wurde es erst, als der Apostel Petrus den Boden mit seinem Blut tränkte. Seitdem ist es die „ewige Stadt“, von dem Felsen Petri strahlt wie von einem Leuchtturm die Lehre Christi in die Finsternis der Zeiten hinein. Aber auch hier gilt das Wort: *Ex Oriente lux* (Aus dem Osten das Licht). Das wußte ich alles bereits aus Büchern, als ich im Frühjahr 1921 für ein halbes Jahr nach Rom ging. Aber hier wurde es persönliches Erlebnis, so daß die Wanderflügel dem Osten entgegenschlugen. In dem Nachzittern des ersten Weltkrieges war es für einen Deutschen schwer, die Visa zu erhalten. Auf Empfehlung des späteren Kardinals Pizzardo gaben die Engländer schnell die Erlaubnis zum Besuch Ägyptens und Palästinas, ebenso hartnäckig versagten aber die Franzosen das Betreten Syriens.

Anfang August, als auch die Steine im Pflaster Roms vor Hitze fast kochten, machte ich mich auf den Weg nach der flammenden Glut Ägyptens. Auf der Fahrt zur Hafenstadt Brindisi hielt ich in Foggia, um von dort den stigmatisierten Kapuzinerpater Pio zu besuchen. Dann lockte mich in Bari das hochverehrte Grab des heiligen Nikolaus, dessen Inkarnationen so oft die Kinderjahre erschreckt und erfreut hatten, aus dem Zuge heraus. Darauf ging es von Brindisi aufs offene Meer, bald tauchten die Umrisse Griechenlands am Horizont auf. Der Neugierde war etwas Ehrfurcht beigemischt, Erinnerungen an die klassische Zeit tauchten im bunten Wirbel aus dem Gedächtnis auf. Die Spannung löste sich in Lächeln, als mein Auge beim Einlaufen in den Hafen als erstes

Wort in den vertrauten griechischen Buchstaben an einem Hause las: Kapheneion (Café). Die Nachkommen der Spartaner waren also auch dem Zauber dieses süßen Giftes erlegen.

In *Alexandrien* balgten sich arabische Träger wie ein Rudel rüddiger Hunde um mein Gepäck. Der Sieger zog triumphierend mit ihm ab und überließ es mir, ob ich seinen Fußstapfen nachfolgen wollte. Draußen vor dem Zollamt winkte er einen Wagen heran und warf mein Gepäck hinein. Was blieb mir wieder anders übrig als nachzufolgen? Der Kutscher war ein Ehrenmann von gleicher Farbe. Beide dankten sicherlich an diesem Abend Allah, daß er sie mit einem so prachtvoll unerfahrenen Ungläubigen beschenkt hatte. Ohne Kenntnis der arabischen Sprache, die so reich an schmelzender Liebenswürdigkeit, aber auch an ihrer Kehrseite ist, wird jeder Fremde von diesen Horden legal ausgeplündert. Doch ließ ich mich auch in diesen ersten Lehrtagen nicht so völlig zu Boden strecken wie jener Schwede, der auch als Einzelgänger durch Ägypten reiste. Ich traf ihn nach seiner Rückkehr von den Pyramiden, die Taschen voll von gewöhnlichen Steinen, die ihm dort die Gilde der Führer als „wertvolle Altertümer“ gegen Backschisch aufgedrängt hatte. Aber wer solch kleine Aderlässe auf Reisen nicht mit Humor ertragen kann, bleibt besser geruhsam auf seiner Hausbank sitzen. Und wie umflimmert einen in Ägypten nicht bloß die Sonne, sondern auch eine uralte Vergangenheit! Damals konnte man z. B. im Museum Kairos noch die Mumien der Pharaonen sehen, die einst mit dem Lärm ihrer Taten die Welt erfüllten. Tausende von Sklavenhänden bauten ihnen die Pyramiden oder hauten in Felsen dunkle Prunkgemächer für sie aus. Jeder von ihnen wollte in einem solchen „Haus der Ewigkeit“ schlafen, noch im Tode unnahbar. Nun konnte das Auge eines jeden Straßenjungen sie neugierig betrachten. Aber mit dem Weltkrieg erhielt das europäische Ansehen einen Stoß, der es noch nicht umwarf, aber taumeln ließ. Der Nationalstolz der Ägypter erwachte, er duldete nicht mehr die Mumien seiner Pharaonen als Schaustücke in einem Museum. Im Kriege hatten die Engländer mit dem Schweiß der ägyptischen Fellachen eine Bahn vom Suezkanal nach *Palästina* gebaut. Auf

ihr rollte ein solches Übergewicht an Mann und Material heran, daß 1917 die türkisch-deutsche Front bei Gaza zusammenbrach. Im Morgengrauen erreichte der Nachtzug Palästina, eintönig war die Fahrt durch die Ebene an der Küste. Als der Zug aber ins wilde Bergland von Judäa hineindonnerte, Jerusalem entgegen, war die Müdigkeit der durchwachten Nacht weggewischt. Ich war nicht in der einschnürenden Klammer einer Pilgerschar, dazu hatte ich volle sechs Wochen vor mir. Darum brauchte ich mich nicht auf den Besuch der heiligen Stätten im engeren Sinne zu beschränken. Die Seele eines Landes nimmt man nur auf stillen Wanderungen in sich auf. Deswegen war ich viel unterwegs, auch auf Fußpfaden in abgelegenen Teilen. Schon damals wurde mir ein schmähhches Ende, zum mindesten ein Ausplündern prophezeit. „Das heißt Gott versuchen“, sagte mir z. B. ein Franziskanerpater in Nazareth, als ich ihm als Programm des nächsten Tages einen Marsch durch die Ebene Esdrelon, die damals unsicher sein sollte, nach Naim und von dort Aufstieg zum Tabor nannte. Ich kam zwar etwas blutend und hinkend auf dem Gipfel des Tabor an, aber nur, weil ich von der Ebene auf dem kürzesten Wege durch das Felsengewirr nach oben stieg und einmal etwas talwärts kollerte. Immerhin zog ich als Extrakt aus diesen Weisheitslehren für mich die Nutzenwendung, auf einsamen Wanderungen nur das Notwendigste an Geld und Wertsachen mitzunehmen. Wenigstens wollte ich dann als Abschiedsgesang vom Leben ein Klagegeheul über die geringe Beute hören.

Mitte Oktober war ich wieder in *Alexandrien*, um heimwärts zu fahren. Die Inflation hatte begonnen, die deutsche Mark in einen bodenlosen Abgrund zu ziehen. Ich reiste — auch in diesen Dingen noch unerfahren — mit einem Kreditbrief der Deutschen Bank. Der erste Geldwechsler in Alexandrien bot mir eine so geringe Summe, daß ich würdevoll meinen Kreditbrief wieder einsteckte. Aber überall das gleiche Achselzucken, ich erhielt nur einen geringen Betrag in gutem, ägyptischen Geld. Am Meeresstrand zeigte sich kein Nachkomme des Jonasfisches, um, getreu der Tradition seiner Familie, mir einen ähnlichen Liebesdienst zu

erweisen. Nicht einmal der Bauch eines Schiffes nahm mich auf. Bezahlen konnte ich noch für das Zwischendeck eines kleinen italienischen Dampfers nach Syrakus. Nachts deckte mich der Sternenhimmel zu, tags knabberte ich an dem Proviant aus Alexandria, lauschte der leisen, feinen Musik des Meeres und sah zuweilen den Tanz der Delphine. In Rom lieb ich mir Geld, darum ging es in Glanz und Herrlichkeit über die Alpen zurück in die nordische Heimat, schon überspannt von dem melancholischen Himmel des Spätherbstes.

Das studienrätliche Dasein wollte ich nunmehr durch einen längeren Ausflug in größere Weiten unterbrechen. Vor allem lockten mich die *Vereinigten Staaten von Amerika*, die deutlich im ersten Weltkrieg sich als den kommenden Koloß unserer Epoche abgezeichnet hatten. In diese Pläne kam ein Angebot für *Palästina*, das auch reizte. Ich verband beides. Zwar hatte schon die Grundschule mir eingehämmert, daß die Welt rund sei. Immerhin, persönliche Erfahrungen geben auch anerkannten Lehrsätzen eine frischere Farbe. So fuhr ich nach einem längeren Aufenthalt in USA von San Francisco zuerst nach Hawaii, diese Inseln waren mir als Schüler auf den Landkarten immer wie der Nabel der Welt erschienen. Ein japanischer Dampfer brachte mich dann nach Yokohama, der Hafenstadt von Tokio, beide gerade durch ein Erdbeben schwer verwüstet. Den russisch-japanischen Krieg 1904 bis 1905 hatten wir als Primaner in Diskussionen mitgekämpft, auf Japan folgte darum ein Besuch von Mukden und Port Arthur in der Mandschurei. In ähnlichen Zickzackkursen ging es langsam weiter. Anfang Januar 1925 fuhr ich durch das Rote Meer, berührt wegen seiner erstickenden Hitze, jetzt aber traumschön wie ein warmer deutscher Maientag. Unvergeßlich, wie das majestätische Sinaigebirge auftauchte. Wie geisterhafte Schattenbilder hoben sich in der ihm vorgelagerten Sandwüste aus der Ferne einige Kamelkarawanen ab. Der Vorsatz wurde gefaßt, einmal auf diesen Wüstentieren den Zug der Israeliten durch Sinai nachzureiten. (Tatsächlich erhielt ich ein Jahr später vom Ministerium in Kairo einen Generalpaß „für die Wüsten Ägyptens — auf des

Besitzers eigene Gefahr“.) In Port-Said verließ ich das Schiff. Zunächst schwenkte ich für einige Tage nach Ägypten hinein, wieder lächelte die Sphinx mich geheimnisvoll an wie alle ihre Besucher seit Jahrtausenden. Dann ging es nach *Haifa*, dort lebte und wirkte ich unter den deutschen Borromäerinnen. Meine eigentliche Aufgabe war aber eine archäologisch-geschichtliche Arbeit über den Karmel für die Görres-Gesellschaft. Zum Kummer der guten Schwestern verschwand ich oft von Haifa, tauchte zuweilen sogar für Wochen in Nachbarreichen unter.

Nach vierjähriger Abwesenheit besann ich mich, daß schließlich Studienrat doch mein Hauptberuf war. Ich wurde an das Gymnasium in *Paderborn* versetzt, brach schon Januar 1927 auf, um vorher in etwa eine Vorstellung von der Welt des Apostels Paulus zu gewinnen. Ich begann mit einem Besuch von Antiochien-Cyperntarsus, endete mit der Fahrt aus dem korinthischen Meerbusen nach Italien. 1928 und 1930 verbrachte ich die Sommerferien, verlängert um einige Wochen Urlaub, in Kairo, um für das Päpstliche Orientalische Institut in Rom ein Buch über die koptische Kirche zu schreiben. Beide Male konnte ich kurz heilige Stätten und liebe Freunde in Palästina besuchen.

Herbst 1930 wurde ich für die Seelsorge der katholischen Auslandsdeutschen nach Berlin beurlaubt. Jetzt gingen meine Reisen zunächst zu den deutschen Katholiken außerhalb der Reichsgrenzen. Es folgte ein Besuch bei den Gruppen der deutschsprechenden Katholiken durch alle Staaten auf dem *amerikanischen Kontinent*, von Kanada bis nach Magellanes, der südlichsten Stadt dieses riesigen Erdteils. Ein und ein halbes Jahr war ich unterwegs auf Bahn und Pferd, im Auto und Flugzeug; Szenerie, Klima, Nationalgerichte wechselten ständig.

Von Venezuela kehrte ich über Spanien und Frankreich Ostern 1934 an das Gymnasium in *Paderborn* zurück. Viele Tausende von Kilometern hatte ich den Reisegöttern in meinem Leben geopfert. Nun sollte ein geruhames Dasein beginnen. Tatsächlich bildete ein Besuch *Rußlands* während der Sommerferien 1935 die einzige größere Unterbrechung. Dann bat mich die Görres-Gesell-

schaft dringend, eine Arbeit zu übernehmen, die ein halbjähriges Studium auf den Bibliotheken Jerusalems erforderte. Nach längerem Zögern nahm ich an und reichte ein Gesuch um Urlaub ein. Solche Anträge hatten in der Vergangenheit immer ihren harmonischen Abschluß mit der Genehmigung gefunden. Als die Antwort vor den Sommerferien 1936 noch nicht von Berlin eingetroffen war, nahm ich darum eine bürokratische Kreislaufstörung an, bat einen Freund, sie schnell im Ministerium zu beheben, und fuhr unbeschwert über Konstantinopel, Kleinasien nach *Palästina*. Aber es war doch keine bloße Kreislaufstörung. Die Ortsgrößen des Tausendjährigen Reiches in Paderborn fanden nämlich, daß ich nur mangelhaft mit ihrem Geiste durchsäuert war. Ihre Beschwerde ging nach Berlin. Vom deutschen Generalkonsul in Jerusalem wurde mir die Aufforderung ausgehändigt, sofort zurückzukehren. Was tun? Einige gaben mir den dringenden Rat, mich dem System besser anzupassen. Ein Freund schrieb mir z. B. aus Berlin — er selbst verließ aber im Kriege als Diplomat im Ausland aus Protest gegen die Nazis seinen Posten —: „Vor allem eins, mein Kind: Respice pensionem“ (Nimm Rücksicht auf Deine Pension). Aber Abfall von der Überzeugung ist immer zugleich Abfall von Gott. Heiter und gelassen ließ ich darum das Gepäck meines Lebens um Amt und Würde eines Studienrats erleichtern und blieb volle zehn Jahre bis Herbst 1946 in Palästina. So bin ich durch so viele Jahre mit Palästina verwachsen, daß ich dem Bonifacius-Verlag seine Bitte nicht abschlagen wollte, einige Kapitel aus dem Geschauten und Studierten niederzuschreiben. Einige Skizzen über Palästina als heiliges Land sind nötig. Sonst läßt sich das christliche Interesse, die deutsche katholische Arbeit, erst recht der politische Kampf unserer Tage nicht verstehen.

I.

DAS LAND DER ARMUT

Palästina ist arm, *reich nur an Steinen*. Die Heilige Schrift nennt es zwar „ein Land, das von Milch und Honig fließt“. So mußte es auch den Israeliten nach der vierzigjährigen Wanderung erscheinen wie auch heute noch dem Beduinen, der aus der kahlen Öde und feierlichen Einsamkeit der Wüste hier ein buntes Land mit Grün auf Höhen und in Tälern betritt, auf jedem Schritt von wimmelndem Leben auf der Erde und in der Luft begleitet wird, zuweilen der Melodie einer murmelnden Quelle lauschen kann, Kuhherden weiden sieht und Bienen summen hört. Der Europäer und erst recht der Amerikaner ist aber von der Kargheit des Landes enttäuscht. Mitleidig schaut er auf die armselige Ackerflur des Berglandes herab, es entzückt ihn jedoch die stets wechselnde und packende Szenerie des Landes. Rohstoffe fehlen dem Boden ganz. Öl, das flüssige Gold unseres Jahrhunderts, eilt nur in Röhren vom Irak her durch das Land. So durchquerten es einst vollbepackte Kamelkarawanen, während es selbst von der Natur zum bloßen Zuschauer des Reichtums und der Pracht anderer Völker verurteilt blieb. In Enge und Dürftigkeit lebten und starben auch seine Städte. Der Spaten des Ausgräbers hat schon viele Schichten in ihnen dem Dunkel der Jahrtausende entrissen. Nirgendwo reden diese Trümmer von Reichtum und Luxus. Auch eine bodenständige Kunst, die Tochter eines gesicherten Wohlstandes, fehlt. Im Vergleich zu den monumentalen Ruinen der Nachbarländer Ägypten und Mesopotamien sind die antiken Reste Palästinas nur Schutthaufen.

Mithin war und ist es von der Natur für *Bauernkultur* bestimmt, sogar zu einer bescheidenen, da es im wesentlichen steinigtes Bergland ist; fruchtbare Ebenen, heute fast ganz in den Händen der Juden, sind selten. Überall stößt man auf Höhen, die jetzt von nacktem Felsengeröll starren, noch auf Reste von alten Terrassen, um das Wegspülen der Ackererde zu verhindern. So grünten und blühten einst mehr Saaten im Bergland als heute. Aber sie konnten die Basis der Existenz nur verbreitern, nicht erhöhen. Das Geschick eines ganzen Jahres hängt also von der Ernte ab, deren Fülle oder Armut vom Winter- und Spätregen vorgezeichnet wird. Der Sommer hält 6—7 Monate an, die Sonne brennt erbarmungslos vom Himmel, jeder Schritt wirbelt Staub auf, der Boden trocknet metertief aus und zeigt klaffende Risse. Allmählich sinkt langsam die Glut. Aber ehe der Sommer Abschied nimmt, sendet er in der Regel im Oktober für einige Tage seinen heißesten Sohn, den *Schirokko*, mit seiner erschlaffenden und ausdörrenden Glut, die er aus der Wüste mitbringt. Ende Oktober, Anfang November schaut der Fellache mit Spannung und Sorge zum Himmel auf, ob er sich rechtzeitig mit Wolken für den *Frühregen* bedeckt. Optimisten unter ihnen vertrauen schon vorher dem Boden Weizen oder Gerste an. Doch ist das Risiko zu groß; denn die Saat ist verloren, wenn sich der erste Regen bis in den Dezember hinein verzögert. So wartet man doch lieber, bis der Boden nach der langen Sommerdürre hinreichend durchfeuchtet ist. Die Feldarbeit beginnt nicht mit dem Düngen, das dem Fellachen unbekannt ist. Die Natur hilft ihm in etwa durch das viele wild wuchernde Unkraut, das dem Boden nicht nur Kräfte nimmt, sondern auch wiedergibt. Sodann leben die Kuh-, Schaf- und Ziegenherden fast stets im Freien, nach der Ernte werden sie zudem regelmäßig für viele Tage auf die Felder getrieben, um die Stoppeln abzufressen. So wird zugleich für ein gewisses Düngen der Felder gesorgt. Zieht der Fellache nun auf seinen Acker, so pakt er den *Pflug* auf den Esel oder er nimmt ihn auf seine eigene Schulter; denn er ist leicht und geeignet, um auch auf steinigem und unebenem Gelände mit ihm zu hantieren.

Am vorderen Ende des hölzernen Gestells ist die Deichsel, an die Ochs, Esel, öfters auch Kamele, aber selten Pferde gespannt werden. Das mosaische Gesetz: „Pflüge nicht mit Rind und Esel zusammen“, wird von den Arabern nicht befolgt, man trifft sogar sehr oft Ochs und Esel zusammen an derselben Deichsel. Hinten mündet das Pfluggestell nach oben in einen eisernen Handgriff, an den nach unten die eiserne Pflugschar angesetzt ist; mit ihr zieht der Fellache 10—15 Zentimeter tiefe Furchen in das Land hinein. Dieser Pflug ist so leicht, daß er ihn schnell aus dem Boden reißen kann; mit großer Geschicklichkeit vermeidet er das Anstoßen an Steine oder das Aufstoßen auf felsiges Gelände. Das verlangt aber seine volle Aufmerksamkeit. Man versteht darum das Wort des Heilandes: „Wer seine Hand an den Pflug legt und rückwärts schaut, ist nicht tauglich für das Reich Gottes.“ Wenn aber an einer Stelle die Steine zu zahlreich im Boden stecken, so greift der Fellache zur Hacke. Sie benutzt er auch, um einzelne Disteln zu entfernen; treten sie aber zu zahlreich auf, so mäht er sie mit der Sense ab. Auch von den Zugtieren verlangt dieses ruckartige Pflügen ein hohes Maß von Disziplin und Aufmerksamkeit. Darum hat der Fellache, während die eine Hand am Pflug ruht, in der andern einen 2—3 Meter langen Ochsenstecken, der vorne eine Eisenspitze zum Antreiben der Tiere enthält, hinten einen eisernen Spaten, um die Pflugschar zu reinigen. Aus dieser Sitte, die bis heute andauert, erklärt sich das Wort des Heilands in der Erscheinung vor Damaskus an Paulus: „Es ist dir hart, gegen den Stachel auszuschlagen.“

Januar und Februar bringen die stärkste *Regenmenge*. Je mehr und je länger die Wassermassen unter Sturmesmusik in Bächen von den Bergen niederstürzen, um so größer ist die Freude; niemals hört man Klagen über den „ewigen Regen“. Der Rogelbrunnen vor den Toren Jerusalems, da, wo Kidron und Hinnomtal zusammenstoßen, bezeugt z. B. diesen Jubel über regenreiche Winter. Fließt nämlich das Wasser über den Brunnenrand und plätschert als Bächlein ins Tal hinab, so spielt sich hier ein farbenfrohes Volksfest ab; denn die Erde ist nun so vollgesogen mit

Regen, daß sie eine reiche Ernte verspricht. Nicht selten aber ist der Himmel im Winter zu geizig. Dann füllen sich die Zisternen nur spärlich mit Wasser, die Quellen werden in den trockenen Monaten zu einem dünnen Rinnsal, um oft ganz zu versiegen. Die Ernte mißrät, und verzweifelt treibt der Viehhirt im Sommer seine Herden durchs Land, um nach Grün und Wasser zu suchen.

Der Frühling ist kurz, aber von berauscher Schönheit. Das Land wird ein einziger Teppich von buntesten Farben, die Luft ist rein und durchsichtig, so daß die fernsten Berge wie Nachbarkinder herübergrüßen. Aber nur kurz ist diese freundliche Jugend der Sonne, im April nähert sie sich schon ihrer vollen Kraft. Der Boden fängt an auszutrocknen, die Saat lechzt nach Feuchte. Sehnsüchtig schaut alles zum Himmel nach dem *Spätregen* aus. Kommt er zur rechten Stunde, so ist die gute Ernte gesichert, sonst bleibt sie auch beim reichlichsten Winterregen mager. Um Ende Mai ist das Getreide reif; doch kann der Fellache mit der *Ernte* auf die Stunden warten, in denen der Arbeitsfuroer ihn ergreift, da bei der Trockenheit des Sommers die Körner lange auf dem Halm bleiben können. Auch das Dreschen eilt nicht, da der nächste Regentropfen noch in weiter Ferne liegt. Die Tenne ist im Freien, ein weiter und ebener Platz außerhalb des Dorfes, das der Eigentümer ist. Jeder sucht sich eine Stelle für seinen Getreidehaufen aus und wartet nun, bis Allah oder der Hunger ihn zum Dreschen antreibt. Die primitivste Methode ist, das Getreide auf dem Boden auszubreiten und das Vieh solange darüber zu treiben, bis seine Füße die Körner ausgetreten haben. Doch fahren wohl schon die meisten mit einem Dreschschlitten über das Getreide. Es ist ein einfaches, solides Brett, unter dem kleine Basaltsteine die Körner ausklopfen. Das Gesetz des Moses schrieb vor: „Du sollst dem Ochsen, der drischt, nicht das Maul verbinden.“ Diese Sitte hat sich unter den Arabern erhalten, dem dreschenden Tier wird kein Maulkorb vorgebunden, man gönnt ihm seinen Anteil an der Arbeit. Die Wurfschaufel wirft dann das Gedroschene in die Höhe, die Körner fallen senkrecht auf

einen Haufen, der Häcksel sammelt sich je nach der Stärke des Luftzuges in einiger Entfernung. Auch diese Spreu weiß der arme Fellache noch zu verwenden, etwa als Brennstoff zum Backen des Brotes. Oft läßt er ihn aber auf der Tenne im Feuer verglühen. Man erinnert sich der Worte, mit denen Johannes der Täufer die richtende Tätigkeit des Heilandes ankündigte: „Er hat seine Wurfchaufel in der Hand und wird seine Tenne reinigen. Den Weizen wird er in seine Scheune bringen, die Spreu jedoch in unauslöschlichem Feuer verbrennen.“

Man sieht aus dieser kurzen Skizze, wie wenig sich in den Jahrtausenden geändert hat. Wie könnten sie auch den Rhythmus, den Boden und Klima vorschreiben, umstoßen! Immer war die Armut Gast im Hause des Bauern. Diese Not, die auch der bescheidensten Ackerkrume noch einen Ertrag abringen will, spricht z. B. aus dem *Gleichnis vom Sämann*, das der Heiland in der Nähe von Kapharnaum vortrug. Gleich nach Westen steigen die Berge an, manche seiner Zuhörer waren über die schmalen Pfade herabgestiegen, die kreuz und quer durch die Ackerflächen laufen. Sie sind fast so eng wie ein Fließband, so daß man schon sein Auge erdwärts richten muß, um diesen „Weg“ nicht zu verlieren. Übersät sind die Felder dieser Abhänge und Berge mit Steinen und Blöcken. Dazu tritt noch oft der natürliche Felsboden in kürzeren oder längeren Streifen unmittelbar zu Tage oder eine nur dünne Erdschicht über ihm täuscht fruchtbaren Ackerboden vor. Dorniges Unkraut sprießt in vielen Abarten so mächtig auf, daß es oft noch über den Kopf des Reiters hinwegschlägt. Die Stämme einer sehr verbreiteten Distelart sind so dick und hart, daß die Beduinen am See sie als Pflöcke gebrauchen, um das Innere ihrer Zelte in verschiedene Gemächer abzuteilen. Als ich zum ersten Male vom See her den Gipfel des westlichen Berggeländes erstieg, war die Ernte vorüber. Der Weg wand sich auf schmalen Pfaden in Krümmungen aufwärts, rechts und links Basaltblöcke, dann wieder einige Streifen Ackerfläche, oft nur einige Meter lang und breit, Disteln schossen schon wieder zwischen den Getreidestoppeln empor. Vor dem Gipfel war der be-

ackerte Teil zu Ende, das Reich des Unkrauts starrte mir wie ein Urwald entgegen. Ich wollte mich auf kürzestem Wege zur Höhe durchschlagen, mußte mich aber schnell, zerkratzt und zerstochn, zurückziehen. Fürwahr, ein Bauer Europas oder Amerikas würde verzweifelt vor der Aufgabe stehen, auf ein solches Feld, von Wegen durchschnitten, mit Steinen übersät, von Unkraut durchsetzt, seinen Samen auszustreuen! Aber den Bauer Palästinas nötigt Raummenge und Lebensnot bis heute, auch einem solchen Acker noch eine Ernte abzugewinnen. Das Leben des einfachen Volkes verlief darum auch im Alten und Neuen Testament in erschütternder Dürftigkeit. Aber wurde nicht vielleicht auch mit aus diesem Grunde Palästina das Land der Verheißung? Denn fetter Boden nimmt oft nur unwillig Saat des Geistes auf, dagegen sind Felder, die mehr Steine als Brot geben, nicht selten eine fruchtbare Ackerflur Gottes.

II.

DAS LAND DER HEILIGKEIT

1. DER TEMPELPLATZ

Die Araber kennen nicht den Namen Jerusalem, sie nennen die Stadt schlechthin „die Heilige“ (El-Kuds). Darum kocht und brodelt es in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg nicht bloß in der arabischen, sondern in der ganzen *muhammedanischen Welt*, weil sie Stadt und Land durch den Zionismus bedroht sieht. Das ist zunächst befremdend, da ihr Prophet Muhammed höchstens flüchtig Jerusalem auf seinen Reisen betreten hat. Aber in der 17. Sure des Koran berichtet er, daß der Erzengel Gabriel ihn in einer Nacht von Mekka durch die Luft an das südliche Ende des Tempelplatzes trug; darum bauten hier die Moslems gleich nach der Eroberung der Stadt in 636 die Moschee el-Aksa. Sicher hat Muhammed in seinen ekstatischen Zuständen diese Reise erlebt und für wirklich gehalten. Ihr geschichtlicher Wert steht aber auf der gleichen Stufe wie die Erzählung von manchen „Hexen“ des Mittelalters über ihren Ritt in der Walpurgisnacht auf einem Besenstiel zum Blocksberg. Die geschäftige Legende griff den Faden dieser Nachtreise des Propheten auf und spann ihn weiter. Auf dem Tempelplatz erhebt sich ein 2 Meter hohes, 18 Meter langes und 13 Meter breites unregelmäßiges und zerklüftetes Felsstück. Das war der Brandopferaltar der Juden, auf dem durch viele Jahrhunderte unzählige Opfertiere im Feuer emporloderten. Heute wölbt sich über ihm wie ein kostbarer Reliquienschrein die Kuppel der sog. Omarmoschee, von den Arabern treffender und richtiger Kubbet es-sachra (Felsendom) genannt.

Dieser natürliche Felsblock mit seinen alten und heiligen Erinnerungen beflügelte die Phantasie der Araber. Man erzählt sich, daß hier Muhammed auf einer prächtigen Stute, die ihm der Erzengel schenkte, zum Himmel auffuhr. Der Felsen bebte und schickte sich an, dem Propheten nachzufliegen. Aber Gabriel dämmte die Sehnsucht des Felsblocks, da Allah ihn der Welt erhalten wollte. Dabei ließ der Erzengel einen Abdruck seiner Hand zurück, der bis heute ernsthaft gezeigt und verehrt wird. Doch schlägt das Herz des Moslim in religiöser Hingabe für ganz Palästina, nicht bloß für den Tempelplatz. Es ist eine Glut, die als Zwillingsbruder den Fanatismus hat. Denn ihr Prophet wollte, als er allmählich den tiefen Graben erkannte, der ihn von Judentum und Christentum trennte, die reine Religion Abrahams wiederherstellen. In Sure 2 des Koran erklärt er: „Sie sagen: Seid Juden oder Christen, dann seid ihr auf dem rechten Wege. Darauf erwidert: Wir befolgen die Religion Abrahams, der kein Götzendiener war.“ Den Ismael, Sohn Abrahams von der Hagar, erhob er zum Stammvater der Araber. Mit souveräner Willkür behauptete er, daß Abraham mit Ismael die Kaaba in Mekka, das Nationalheiligtum der Araber, erbaut hätte. Das war zugleich ein geschickter, politischer Schachzug. Denn nun konnte er die Kaaba vor der Vernichtung schonen, er reinigte sie bloß vom Götzendienst und schenkte sie dann dem angeblichen ursprünglichen Monotheismus wieder. So wurde durch Abraham auch für die Moslims Palästina das Land der Verheißung. Allmählich schlang sich das Rankenwerk ihrer Legenden und heiligen Erinnerungen durch Städte und Dörfer, Täler und Höhen, überall grüßen heute den Wanderer die Welis, das heißt Grabstätten von muhammedanischen Heiligen. Das Grab Abrahams, Isaaks und Jakobs in Hebron wird von ihnen noch eifersüchtiger behütet als der Tempelplatz in Jerusalem. Als ich 1921 mit einem Ausweis der obersten muhammedanischen Kirchenbehörde Jerusalems diese Moschee in Hebron zum ersten Male besuchen wollte, versperrten trotzdem die Bewohner drohend den Weg zum Eingang. In den folgenden Jahren erweichte sich freilich dieser Starrsinn. Ein Jude konnte sich aber

in den letzten zwei Jahrzehnten nicht einmal in den Straßen Hebrons sehen lassen ohne Gefahr, zerrissen, gesteint oder zu Tode geprügelt zu werden.

Wer verständete nicht die bitteren Gefühle der *Juden*, an solchen Stätten im Lande ihrer Väter geächtet zu sein? Am schmerzlichsten verwundet es aber ihr Selbstgefühl, daß der Tempelplatz in Jerusalem bis heute ihnen verschlossen bleibt. Und doch war es ihr König David, der die felsige Dreschtenne aus diesem gleichgültigen Sein zur geschichtlichen Einmaligkeit erhob, indem er sie für den ersten Tempel des Monotheismus bestimmte. Hier allein brannte für viele Jahrhunderte einsam das Licht des Glaubens an den Schöpfer von Himmel und Erde, hier allein wurde er erkannt und in Opfern und Gebeten anerkannt, während religiöse Finsternis die Erde bedeckte. Das Herz des jüdischen Pilgers jubelte in frommer Begeisterung, wenn die marmorne Pracht von Salomons Tempel ihm wie ein Schneeberg entgegen funkelte. So singt der Psalmist: „Wie herrlich sind Deine Zelte, o Gott der Heerscharen! In Sehnsucht verzehrt sich meine Seele nach den Vorhöfen Gottes . . . Ich will lieber verworfen sein im Hause meines Gottes, als wohnen im Zelte der Sünder.“ Dieser Glanz erlosch in der Brandfackel der Babylonier, klagend irrte der Prophet Jeremias durch seine Ruinen, während das Volk in der Gefangenschaft sich fiebernd nach ihm zurücksehnte. Und der Tempel entstand auch tatsächlich wieder, sogar in seiner vollen alten Herrlichkeit in den Tagen des Herodes, um aber schon im Jahre 70 erneut schauerlich zu versinken. Und doch war damit die verbissene Energie dieses Volkes noch nicht gebrochen, sie sammelte sich in einem neuen Aufstand (132—135) um die düstere Gestalt des Bar Kochba, der noch einmal den politischen Messias mit all seiner unreinen Glut in sich verkörperte. In schwerem Ringen unterdrückte Kaiser Hadrian diese Revolte. Kein Jude durfte mehr Jerusalem betreten, auf dem Tempelplatz stand jetzt die Statue des Kaisers Hadrian und ein heidnisches Heiligtum, Zeus geweiht, dem obersten Gott der griechisch-römischen Kulturwelt. Kaiser Konstantin erlaubte den Juden, wenigstens einmal

im Jahre den Tempelplatz zu betreten. Der Felsblock des Brandopferaltars stand nach allen Greueln der Verwüstung ringsum allein unberührt da. An ihm weinten sie ihren Schmerz aus und beteten um den Messias. Dann schien im Jahre 362 die große Stunde für sie zu schlagen. Kaiser Julian gab ihnen die Erlaubnis, den Tempel wieder aufzubauen. Die ganze jüdische Welt frohlockte in lautem Jubel, reichlich flossen ihre Spenden aus allen Ländern. Auf dem Tempelplatz flogen die Hacken, um den Schutt für die neuen Fundamente hinweg zu räumen. So blieb buchstäblich von dem alten Bau „kein Stein auf dem andern“. Dann warfen die Arbeiter Hacke und Schaufel weg, da die Erde bebte. Aber sie krümmte sich auch anderswo wie ein Wurm, Palästina hatte 362 gerade ein Erdbebenjahr. Man kehrte darum zur Arbeit zurück. Dann geschah das gänzlich Unerklärliche. Feuer brach aus der Erde und verzehrte mehrere Arbeiter wie ein Brandopfer für die beleidigte göttliche Majestät. Nun wich alles zurück, der jüdische Traum war ausgeträumt für eine Zeit. Aber der Tempelplatz ist das Herzstück ihrer Geschichte, er bleibt darum das Ziel ihrer Sehnsucht. Aus Gründen der Klugheit sprechen sie nur heute nicht laut darüber, sie denken aber immer daran. Die Moslims erlaubten ihnen, sich an einem Mauerstück von 30 Meter Länge zu versammeln, das zur westlichen Umrandung des Tempelplatzes gehört, seine wuchtigen Steinquadern ließ Herodes legen. Das ist die berühmte Klagemauer der Juden. Die frommen Gläubigen unter ihnen lehnen die Stirn an die Mauer, liebkosend fährt die Hand über die Steine, flehend betet der Mund, Gott möge den Messias senden und Sion in altem Glanze neu erstrahlen lassen. Man beobachtet aber auch immer wieder Juden, die gleichgültig zusehen und zuhören, sogar mit einem leisen Spott in den Mundwinkeln. Das sind die Ungläubigen unter ihnen, die aus politischen Gründen das Land überfluten, um hier ein weltliches Reich zu gründen, genau so erdenschwer wie die übrigen auch. Mit dem Steigen des Zionismus rückte auch an der Klagemauer der Zeiger immer mehr auf Sturm. Vom Tempelplatz höhnten oft die Moslims herab, nicht selten waren

auch blutige Krawalle in den winkligen Wegen zur Mauer, mühsam hielt englische Polizei an kritischen Tagen noch meistens leidlich Ordnung. Nun ist die Klagemauer vereinsamt, die Altstadt Jerusalems wieder so judenrein wie in den Zeiten nach Kaiser Hadrian. Das jüdische Viertel ging Sommer 1948 in ähnlichem Grauen zugrunde wie die Stadt im Jahre 70. Es lag in der alten Oberstadt, westlich vom Tempelplatz, von ihm nur durch ein breites Tal getrennt. Hier saßen schon seit dem 13. Jahrhundert gläubige Juden, von ihren zwei Synagogen überschauten sie die Majestät des Tempelplatzes. Nach der Nachricht durchs Radio war eine der Synagogen in den Kämpfen von Straße zu Straße unversehrt geblieben, die Araber aber sprengten sie dann nach ihrem Siege in die Luft. Das drückt den fanatischen Entschluß aus, nichts Jüdisches mehr im alten Jerusalem zu dulden. Aber die Geschichte lächelt. Solange noch ein Dutzend Juden auf der Welt leben, werden sie auch zurückstreben nach dem heiligen Tempelplatz.

Und die Christen? Seit Ende des Krimkrieges (1853/56) dürfen sie mit besonderer Erlaubnis den Platz betreten. Auch ihr Fuß steht ehrfürchtig still vor dem rohen Felsstück des jüdischen Brandopferaltars, auch ihr Auge entzückt sich an der Schönheit all der Bauten. Aber das Herz schwingt doch nicht recht mit, es stockt sogar, wenn zur Gebetsstunde hier eine singende Stimme vom Minarett Muhammed als den Propheten Gottes verkündet. Dazu brennt noch in der Gegenwart mehr düsterer Fanatismus als religiöse Glut auf diesem Platze. Am besten überschreitet man darum das nach Osten sich anschließende Kidrontal, grüßt die uralten Ölbäume in Gethsemane und läßt sich weiter aufwärts etwa da nieder, wo die Ruinen des Kirchleins „Dominus flevit“ (Der Herr weinte) die Stelle festhalten wollen, an welcher der Heiland am Palmsonntag Tränen vergoß, als Tempel und Stadt vor ihm im Morgenglanz des jungen Frühlings schimmerten und er mit dem Auge der Ewigkeit die unglückliche Geschichte seines Volkes überschaute. Hier weicht die dumpfe Schwere, die heute den Christen auf dem Tempelplatz bedrückt. Kein gelehrtes Buch

kann den Blick von dieser Stelle ersetzen. Die Phantasie baut den jüdischen Tempel wieder auf, und Blätter der Evangelien werden lebendige Gegenwart. Man sieht Maria und Joseph am vierzigsten Tage nach der Geburt zum Tempel hinaufsteigen und hört den greisen Simeon das Kind preisen als „Licht zur Erleuchtung der Heiden“. An dem Tage verlor der Tempel sein Existenzrecht; denn der eine Gott wurde bald aus dem engen jüdischen Blutsbund herausgerissen und in alle Welt getragen. Wieder und wieder erscholl auf dieser weiten Felsenfläche da unten die Stimme des Heilandes, bald schneidend im Kampfe mit Pharisäern, bald zart im Gespräch mit Zerbrochenen. Denkst Du z. B. an das Wort, mit dem er die Ehebrecherin schützte: „Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie“? Oder wie er hier von der Witwe und ihrem Scherflein sagte: „Sie hat mehr gegeben als alle andern“? Hörst Du, wie ihm hier am Palmsonntag die Kinder zujubelten: „Hosanna dem Sohne Davids“? Siehst Du, wie Petrus mit Johannes nach dem Pfingstfest, nicht mehr geduckt und ängstlich, sondern offen und frei den Tempel hinaufschreitet, den Lahmen heilt, in der Säulenhalle Salomons predigt, vor keiner Drohung und Strafe mehr zurückschreckt? Erlebst Du nicht mit, wie hier Paulus nur mit Mühe vom römischen Militär aus der wütenden Volksmenge, die auf ihn losschlug, herausgerissen wurde? So liegen auf dieser Felsenplatte auch wichtigste Fundamente des Neuen Testaments. Aber warum rührte hier das junge Christentum unter und nach Konstantin nicht seine schaffende Hand, während sonst seine Basiliken die Heilstaten Gottes im ganzen Lande verherrlichen? Für das Empfinden der nun siegreichen Christenheit muß dieser Platz Kälte ausgehaucht haben. Von hier aus loderte der Haß der Volksführer gegen den Heiland und seine erste Gemeinde. Die Hand Gottes verwandelte dann die Pracht des Tempels in Ruinenhaufen, menschliche Finger wagten nicht, an diesen Fluch Gottes zu rühren. So sah noch der heilige Hieronymus um 400, unberührt von Menschenhand, was die Zeit vom Tempel des Zeus und der Statue Hadrians übrig gelassen hatte. Gegen Ende des 7. Jahrhunderts bauten dann die

Muslims die sogenannte Omarmoschee. Die Kreuzfahrer überdeckten das Felsstück mit Altarplatte und Kreuz, so feierten sie an dieser Stätte der blutigen Opfer des Alten Testaments das heilige Meßopfer, die Erfüllung des Vorbildes. Aber schon 1187 eroberte Saladin Jerusalem, sofort verwandelte er die Kirche wieder in eine Moschee. So hat die christliche Kirchengeschichte an dieser Stätte nur ein kurzes Kapitel geschrieben. Es gehört zum Empfindungswandel der Zeiten, daß wir Christen heute inniger am Tempelplatz hängen als unsere Vorfahren, daß wir stärker den Segen Gottes spüren, der von ihm ausging, als den Fluch, der ihn traf. Aber darum erheben wir doch keinen Anspruch auf seinen Besitz, wohl aber, daß wir als Miterben ihn frei, ohne Eintrittsgeld und Aufsicht, betreten dürfen. Die Erstgeborenen dieses Platzes sind aber die Juden; darum verlangt schon die geschichtliche Pietät für sie das gleiche Recht. Freilich müßten sie dann vorerst dem Zionismus abschwören und die Muslims als die legitimen Herren der Gegenwart anerkennen. Zu gewaltsamen Tempelreinigungen ist keine Menschenhand befugt, sie alle sind unrein. Hoffen möchte man gegen alle Hoffnung, daß Gottes Geist bald die harten Krusten um die Herzen bricht und die drei monotheistischen Religionen der Welt ihr Haupt gemeinsam beugen vor dem, der hier vor dreitausend Jahren seine Allgegenwart und Allmacht sichtbar erscheinen ließ.

2. DIE GRABESKIRCHE

Noch fehlt der Friede auf dem Tempelplatz, eingekehrt ist er aber wenigstens für die Gegenwart in die Grabeskirche, die früher so oft widerhallte vom häßlichen Gezänk der christlichen Konfessionen. Der drohende Zionismus ließ die übrigen Bewohner Palästinas enger zusammenrücken, auch die verschiedenen Konfessionen in der Grabeskirche vergaßen, die alten Wunden offen zu halten. Fast immer drehten sich früher die Streitigkeiten um Fragen des Besitzes, ob z. B. eine Konfession berechtigt war, an einer bestimmten Stelle eine Bank aufzustellen und zu benutzen. Diese Reibereien wirkten an diesem Ort, wo die ewige Liebe starb, abstoßend und aufreizend zugleich. Schon daß verschiedene Konfessionen in verschiedenen Sprachen und Riten in den weiten Räumen der Grabeskirche oft gleichzeitig Gottesdienst halten, störte viele feinere Seelen, das erinnerte sie zu schmerzlich an den zerrissenen Mantel der Christenheit. Dazu verwirrt manchen Besucher die heutige Form der Grabeskirche; ohne Studium oder guten Führer ist es in der Tat schwer, sich durch das geschichtlich Gewordene hindurchzufinden. So wenig spricht auch unmittelbar zum Herzen, Golgotha und das Heilige Grab sind z. B. durch Marmorplatten dem Auge entrückt. Und doch kann alle gleißende Pracht nicht die Sehnsucht unterdrücken, hier noch etwas von dem Gestein des Karfreitags und Ostermorgens zu sehen. So wirkt die Grabeskirche für viele enttäuschend, für einige wird sie sogar so sehr zum Stein des Anstoßes, daß sie aus Religiosität auf einen zweiten Besuch verzichten. Hat also Luther recht mit seinem drastischen Wort: „Nach dem Grab, in dem der Herr gelegen, fragt Gott gleich so viel wie nach allen Kühen der Schweiz“? Der *heilige Hieronymus*, wieder und wieder hier als Pilger vom nahen Bethlehem, empfand anders. Er weist auf

die Ehrfurcht hin, mit welcher die Juden den Raum des Allerheiligsten im Tempel umgaben, und fährt dann fort: „Erscheint Dir nicht das Grab des Herrn würdiger der Verehrung? Jedesmal, wenn wir es betreten, sehen wir den Erlöser in seinem Grabtuch und, wenn wir ein wenig dort verweilen, erblicken wir wieder die Engel an seinen Füßen und das Schweißstuch am Kopfe zusammengewickelt.“ Kurz und schön schildert etwas später Bischof *Theodoret* (386—458), was ein Christenherz in Sehnsucht nach Palästina schlagen lassen soll: „Wohl ist Gott nicht auf einen Ort begrenzt. Wenn wir aber die Stätten sehen, welche seine Heilstaten bezeugen, so weidet sich gleichsam auch das Auge an dem, was das glaubende Herz selig macht. Wer einen in Gott ruhenden Menschen wirklich liebt, der schaut selbst sein Haus, Kleider und Schuhe noch mit Freuden an.“ Solche Worte charakterisieren richtig den religiösen Wert der heiligen Orte. Über Palästina öffnete sich der Himmel schon im Alten Testament, in der Fülle der Zeiten wandelte er persönlich im Heiland durch seine Fluren und Städte. Ein Hauch von diesen Taten und Worten Gottes weht hier noch immer und läßt die Saiten der christlichen Seele in Dank und Jubel schwingen. Im besondern hat sich am Felsen von Golgotha und des Heiligen Grabes durch alle Jahrhunderte so viel starker Glaube, feste Hoffnung und glühende Liebe entzündet, daß darum diese Stätte auch in den Augen Gottes ein Wohlgefallen sein muß. Wer in dieser Kirche in einem zu hoch gespannten Idealismus oder mit einem zu kleinteiligen Augenmaß an diesem oder jenem Ärgernis nimmt, vergißt, daß die dumpfe menschliche Armseligkeit auch bis in die heiligsten Stätten vordringt.

Aber hat nicht ein Spottgeist die Liebe der Christen an einen falschen Platz geführt, *ist die heilige Grabeskirche echt?* Die Grundtatsachen unseres Glaubens, Tod und Auferstehung Christi, schweben nicht wie ein poesievoller Mythos raum- und zeitlos in irgendeinem Feenreich, sondern sie sind eingewoben in die Geschichte eines bestimmten Landes zu einer bestimmten Zeit. Darum kann die Fackel der Kritik hineinleuchten und die Ver-

nunft vorsichtig das Für und Wider abwägen. Das ist so reichlich geschehen, daß aus der umfassenden Literatur noch immer Stimmen der Skepsis und Verneinung zitiert werden, obwohl die Grabeskirche die Feuerprobe bestanden hat. Zunächst charakterisieren die *Evangelien* den Ort mit Einzelheiten, die in ihrer Gesamtheit nur auf einen einzigen Platz zutreffen können. Nach ihnen wurde der Heiland „nahe bei der Stadt“ gekreuzigt, die Stadtmauer lief also in geringer Entfernung vorbei. Alle vier Evangelisten nennen den Ort Golgotha und übersetzen das Wort für nichtjüdische Leser mit „Schädelstätte“. Sie geben damit eine geographische Ortsbezeichnung, die allen Einheimischen bekannt war und von allen Fremden nachgeprüft werden konnte. Der Name deutet darauf hin, daß irgendwo unmittelbar außerhalb der Stadtmauer das felsige Gelände, auf dem Jerusalem steht, zu einer Anhöhe anstieg, deren Form an einen menschlichen Kopf erinnerte. Diese Erhebung kann aber nur bescheiden gewesen sein; denn „die Vorübergehenden lästerten ihn“. Unmittelbar an den Fuß des Golgothahügels stieß der Garten Josephs von Arimathäa. „An dem Orte aber, wo er gekreuzigt wurde, befand sich ein Garten und in dem Garten ein neues Grab, in dem noch niemand bestattet worden war.“ Es handelte sich also nicht um eine umfassende Grabanlage, die schon viele Glieder einer Familie in sich aufgenommen hatte, sondern um ein Einzelgrab, dem sich aber vielleicht später andere Grabkammern im Felsen anschließen sollten. Die Schilderung des atemlosen Laufens von Petrus und Johannes zum Grabe am Ostermorgen bringt neue Fingerweise. Man trat zuerst in einen Vorraum, dann folgte der eigentliche Eingang, so niedrig, daß man sich bücken mußte. An den beiden Kopfenden des Grabes saßen am Ostermorgen die zwei Engel, dort fanden die beiden Apostel auch die Leichentücher. Am Eingang konnten sie sich noch nicht überzeugen, ob das Grab leer war. Mithin handelte es sich um ein sog. Trograb, d. h. ein rechteckiges Stück, aus dem Felsen ausgehauen, war im Innern viereckig ausgehöhlt. Wichtig ist noch die Bemerkung, daß die Grabstätte „zur Rechten“ des Eingangs lag. Mit-

hin leuchten als Wegweiser aus den Evangelien dem forschenden Auge voran: Das Grab Christi muß nicht weit von der Stadtmauer, nahe an einem niedrigen Felsenhügel sein. Vor dem Eingang ist ein Vorraum; die Stätte für den Leichnam ist rechts nach Art eines rechteckigen, oben offenen Sarkophages, der über dem Boden steht, aus dem Felsen gehauen. Grabformen dieser Art sind in Palästina aus der Zeit Christi nachzuweisen, aber nicht gerade häufig. Darum müßte — wenn das Gelände um Jerusalem seit dem Jahre 33 unverändert zum Himmel aufblickte — jeder Fremde bei einem bloßen Gang um die Außenseite der Stadt unfehlbar das Heilige Grab und Golgotha finden.

Aber leider blieben die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung nur hundert Jahre vor zudringlichen Menschenfingern bewahrt. Der Sturm der Vernichtung im Jahre 70 fegte nur durch die Stadt selbst. Als Kaiser *Hadrian* in den Jahren 132/35 den zweiten jüdischen Aufstand niedergedrungen hatte, baute er Jerusalem als heidnische Stadt neu auf. Er umgab sie mit einer rechteckigen Mauer, die Teile der ältesten Stadt ließ er außerhalb von ihr liegen, dagegen zog er das Gelände um Golgotha mit in die neue Umwallung ein. Hier schüttete er zudem den Boden zu einer großen Terrasse auf in einer Ausdehnung von etwa 140 Meter Länge und 40 Meter Breite. Oben erhob sich nach Eusebius ein Tempel der Aphrodite, nach Hieronymus stand über dem Heiligen Grab das Heiligtum des Zeus, über Golgotha das der Aphrodite. Juden verwirkten ihr Leben, wenn sie die Stadt betraten. Die Todesstrafe drohte darum auch den Christen jüdischen Blutes. Aber Heidenchristen setzten die Kette der Tradition fort. Mit den Gefühlen des Abscheus sahen sie oben die Götzenbilder, mit Ehrfurcht gedachten sie Golgothas und des Heiligen Grabes, die unter der künstlichen Erhebung schiefen. So umschritt ein Geschlecht der Christen nach dem andern andächtig den Fuß dieser Terrasse. Dann schlug die Stunde der Erlösung. Vielleicht rauschte unter *Konstantin* der Jubel der befreiten Christenheit am stärksten in Jerusalem. Als Augenzeuge berichtet der Bischof von Cäsarea *Eusebius* (263—339) über den

Befehl des Kaisers, „den viel gepriesenen Ort der Auferstehung des Heilandes in Jerusalem für alle sichtbar und ehrwürdig zu machen . . . Kaum war der Befehl gegeben, so wurde auch das Werk des Truges sofort von oben bis unten gänzlich zerstört und das Gebäude des Irrtums mitsamt den Götterbildern und Götzen vernichtet.“ Welche Freude der Zuschauer, als langsam der Golgothafelsen sich herauschälte und dann auch die Umrisse des Heiligen Grabes von der künstlichen Erde befreit wurden! Konstantin ordnete nun in einem Brief an den Bischof Makarius von Jerusalem an, „diesen wunderbarsten Ort der ganzen Welt“ mit einer Kirche zu schmücken, die an Glanz und Schönheit alle Heiligtümer der Erde überstrahlen sollte. Noch war der Prachtbau nicht ganz fertig, als 333 der *Pilger von Bordeaux* als erster Abendländer uns ein Zeugnis hinterläßt von „Golgotha, wo der Herr gekreuzigt wurde,“ und von dem „Felsengrab, ungefähr ein Steinwurf von ihm entfernt, wo sein Leichnam hingelegt wurde und am dritten Tage wieder auferstand“. Als der *heilige Cyrill*, Bischof von Jerusalem, in der Grabeskirche im Jahre 348 Katechesen an die Gläubigen hielt, warnte er sie vor der Verleugnung Christi. Sonst würden beim Gericht als Ankläger aufstehen „dieses heilige, hochgelegene Golgotha, das man noch heutigen Tages sehen kann . . . und das in der Nähe gelegene Grab, in dem er beigesetzt wurde, der vor den Eingang gelegte Stein, welcher noch heute bei seinem Grabe liegt“.

Solche Männer wie Eusebius und Cyrill verließen sich nicht bloß auf die sichere, ungebrochene Überlieferung der Christengemeinde in Jerusalem, sie prüften dazu mit den Evangelien in der Hand das Gelände, das sie noch in seiner Naturgestalt schauen konnten, ehe die Basilika Konstantins es teilweise veränderte und bedeckte. Aber kein Zweifel konnte ihnen aufsteigen; denn unter der Terrasse fand sich ein Grab, das den Angaben der Evangelien genau entsprach. Dazu sahen sie in nächster Nähe — die Entfernung beträgt nur 40 Meter — das Felsengelände zu einer Kuppe von 5 Meter Höhe ansteigen, die nach den Berichten der Heiligen Schrift mit Golgotha identisch sein mußte. Darum wäre

alles restlos klar, wenn dieser Geländestreifen zur Zeit Christi bestimmt außerhalb der Stadtmauer lag. Denn die Juden vollzogen die Hinrichtungen vor den Toren, um die Stadt nicht zu verunreinigen. Aus demselben Grunde waren auch ihre Gräber immer draußen, nach dem Gesetze mußten sie wenigstens 50 Ellen — etwa 25 Meter — von der Stadt entfernt sein. Leider konnten bisher Ausgrabungen noch kein Schlußwort sprechen über den Verlauf der Stadtmauer in den Tagen des Heilandes. Denn dieser Stadtteil ist jetzt so dicht besiedelt, daß nur gelegentlich spärliche Mauerreste bei Neubauten ans Tageslicht traten, die keine eindeutige Sprache reden. Doch ist Christi Grab nicht das einzige auf diesem Gelände. Nur etwa 10 Meter westlich von ihm, noch auf dem Terrain der Kirche, ist eine größere Grabanlage, die sich bis heute unverändert erhalten hat. Ein rechteckiger Raum ist nach unten in den Felsen gehauen, an drei Seiten sind je drei stollenartige Gräber in der Form von Backöfen. Diese Schubgräber (hebräisch Kokim) waren in der Zeit Christi die beliebteste Grabform bei den Juden. Die Archäologie konnte zudem noch andere Reste von jüdischen Gräbern in der Nähe entdecken. Darum mußte dieses Felsenstück mit seinem Gräberfeld in jüdischer Zeit vor den Toren der Stadt liegen. Mauerreste, etwa 125 Meter von der Grabeskirche gefunden, können Überbleibsel der Stadtmauer sein, die jüdischen Gräber geben dieser Ansicht fast den Grad der Gewißheit.

Wie baute Konstantin die Grabeskirche? Er trug die Terrasse Hadrians ab, aber sein Baumeister ließ von der Mauer, mit der dieses heidnische Heiligtum umgürtet war, die östliche Frontwand stehen, brach drei Tore hinein und umkleidete alles mit Marmor. Durch diese Propyläen trat man in das Atrium ein, dem sich die fünfschiffige Basilika anschloß. Ihr folgte der Binnenhof, von drei Seiten mit Säulenhallen umgeben. In feierlicher Schlichtheit ragte hier hinter der Basilika der Golgothahügel auf, bloß mit einem kostbaren Kreuze geschmückt. Auch das Heilige Grab im Westende des Binnenhofes blieb offen, nur eine Kuppel, getragen von zwölf Säulen, überdachte es. Konstantin ließ zwar

das Gelände um Golgotha glätten, aber er rührte doch mit feinem Gefühl nicht an den Felsen des Karfreitag und Ostermorgen. In der späteren Geschichte, die ein Auf und Ab zwischen Zerstörung und Wiederaufbau ist, erhielt die Grabeskirche allmählich ihre heutige unbefriedigende Gestalt. Die zerbröckelnden Mauern rufen nach einem Neubau, der bisher an dem Zwiespalt der Konfessionen scheiterte. Hoffentlich folgt er den Linien Konstantins. Aber wie störend auch manches in der Gegenwart ist: In der Grabeskirche stehen wir auf dem Felsengrund der Gewißheit, daß sie wirklich die Stätten der Kreuzigung und Auferstehung umschließt, das deckt ihre Mängel zu.

3. DER SILOAH- UND BETHESDATEICH

Archäologie und Bibel wurden schnell Freunde. Die Tage sind vorüber, in denen man den geschichtlichen Teil der Heiligen Schrift zu einem großen Teil als erbauliche Dichtungen einer späteren Zeit ansehen konnte. Denn was der Ausgräber aus dem Boden herausholte, bestätigte auf weiten Strecken die Schilderungen der Bibel seit den Tagen Abrahams. Leider war Palästina schon in den Jahren vor 1939 ein Erdbebenherd, der Weltkrieg, der hier zudem noch weiterbrennt, riß eine weitere schmerzliche Cäsar, so daß die archäologische Erforschung des Landes fast ganz ruht. Zwei Einzelheiten aus der Geschichte Jerusalems mögen erläutern, wie wichtig diese Arbeit für die Heilige Schrift ist.

Ausgrabungen ergaben mit Sicherheit, daß auf dem Abfall des Tempelberges nach Süden zum Kidrontal hin das *älteste Jerusalem* lag, schon besiedelt seit etwa 3000 v. Chr. von einem Geschlecht nach dem andern. Die Stadtmauer umschloß nur die bescheidene Fläche von 390 mal 105 Meter. Am äußersten Ende, noch unter der Talsohle des Kidrontals, entspringt die einzige *Quelle* Jerusalems, im wasserarmen Lande der stärkste Magnet zu einer Ansiedlung. Die Stadtmauer konnte diese Quelle wegen ihrer Lage nicht miteinschließen. Wie sicherte man sich diese Lebensader, wenn der Feind ringsum den Weg zu ihr versperrte? Man entdeckte einen Schacht wieder, von oben her durch den Felsen bis zur Wasserader geschlagen. Unbemerkt von den Augen des Feindes konnten so die Belagerten das Wasser nach oben ziehen. Es scheint aber, daß diese Lebensversicherung der Stadt den Tod brachte. Denn es spricht alles dafür, daß *Joab*, Davids Feldherr, mit einigen tollkühnen Kriegerern nach oben kletterte, um den Truppen draußen die Tore zu öffnen. — Völlig bestätigt wurde der Bericht der Heiligen Schrift aus dem Jahre 701 v. Chr.,

als wieder einmal der Stadt eine Belagerung drohte. Wie ein Heuschreckenschwarm ergoß sich Sennacherib mit seinen Assyriern durch das Land. Den Führern des Volkes entfiel der Mut, ungebrochen blieb allein der fromme König *Ezechias*. Er versammelte seine Hauptleute um sich und sprach zu ihnen: „Fürchtet Euch nicht und zaget nicht vor dem König von Assyrien noch vor all dem Haufen, der bei ihm ist; denn es ist ein Größerer mit uns als mit ihm. Ein fleischlicher Arm ist mit ihm, mit uns aber ist der Herr, unser Gott“ (II. Chr. 32, 7). Kein bequemer, tatenloser Pietismus redete aus ihm. Der König tat alles, was in seiner Menschenkraft stand, um gerade deswegen dann alles von Gotteskraft zu erhoffen. Schwer lastete auf ihm die Sorge, das Quellwasser vor jedem Zugriff der Assyrier zu schützen. Ein einfacher, genialer Gedanke blitzte in ihm auf. Er ließ von der Quelle einen Kanal quer durch den Hügel schlagen; an der Westseite, noch hinter der sicheren Stadtmauer, öffnete sich der neue Mund. Aber es wurde 1846, bis als erster der Schweizer Arzt *T. Tobler* den Bericht der Heiligen Schrift nachprüfte. An der Quelle zog er sich aus, Rock und Weste ließ er hier zurück unter dem Schutz eines Freundes, einen andern sandte er mit seiner Hose nach dem Ausfluß an der andern Seite. Sein Hemd band er mit dem Taschentuch um den Hals fest, so stapfte er, mit einer Kerze in der Hand, vorwärts. Zuweilen konnte er aufrecht gehen, dann wieder mußte er sich bücken oder gar kriechen, weil an einzelnen Stellen der Schlamm von 2 500 Jahren zu hoch stand. Eine Luftströmung wehte ihm auch noch die Kerze aus, so daß er sich in dieser Finsternis nur mühsam und mit einigen Ängsten vorwärts winden konnte. Endlich hörte er mit großer Freude die Stimme seines Freundes, der in Sorge um ihn laut in den Eingang rief. Dann gewahrte er den ersten schwachen Lichtstreifen, nach 40 Minuten trat er wieder ins Freie, völlig durchnäßt und verdreckt. Triumphierend schlüpfte er in seine Hose, ging um die Spitze des Hügel zur Quelle, wo der andere Freund, auch schon stark beunruhigt, mit Rock und Weste auf ihn wartete. Seitdem untersuchte man öfters genau den Tunnel. 1880 brachte eine

solche Untersuchung die Entdeckung einer *altthebräischen Inschrift*, aus dem Felsen gehauen. Sie erzählt den „Hergang des Durchstichs“. Dieses Denkmal setzten sich die Arbeiter selbst in naiver Freude über die gelungene Durchbohrung. Danach begannen die Hacken gleichzeitig ihr Werk an beiden Enden, „und am Tage des Durchstichs schlugen die Arbeiter einer gegenüber dem andern Meißel auf Meißel, und es flossen die Wasser vom Ausgangspunkt in den Teich“. Ohne Meßinstrumente trafen sich die beiden Abteilungen erst nach langem, unsicheren Tasten. Der Tunnel verläuft darum nicht in gerader Linie, sondern windet sich in Krümmungen wie ein Fluß durch den Berg. Die gerade Linie würde nur 340 Meter betragen, er irrt aber mit 515 Meter hindurch. Als die Arbeiter schließlich zusammentrafen, lagen ihre beiden Stollen nebeneinander, sie mußten erst durch einen Quergang verbunden werden. Um so mehr bewundert man den Mut, der sich bloß mit Hacke und Meißel in den Berg hineinbohrte! Der Tunnel mündete in den *Siloachteich*, auch von den Evangelien erwähnt. Luk. 13, 4 spricht der Heiland von einem Turm, der damals hier einstürzte und achtzehn Menschen erschlug; Joh. 9, 7 schickt er den Blinden hierhin mit dem Befehl: „Gehe und wasche dich im Teich Siloah“. Zum Gedächtnis an dieses Wunder baute die Kaiserin Eudoxia um 460 eine Kirche, deren Altar genau über der Mündung des Tunnels in den Teich stand. Sie zerfiel, eine Schuttdecke von 3—7 Meter bedeckte sie, als man ihre Geschichte erforschte. Die Ausgrabung klärte auch weiter, daß in den Tagen des Heilandes ein viereckiger Hof von 23 Meter Länge mit einem Säulengang den Teich umlief. Heute ist der alte Glanz verschwunden, auf 18 alten Stufen steigt man in das einfache Bassin herab, das 16 Meter lang und 5 Meter breit ist. Lange lagen Säulenstümpfe der alten Kirche planlos umher, und wildes Gestrüpp schoß aus dem zerbröckelnden Gestein hervor. Dann errichteten die Moslims — auch sie verneigen sich ja vor der Person Jesu — kurz vor dem Kriege an diesem geschichtlich ehrwürdigen Platze eine Moschee. Der Siloahteach entschwand nie den Augen, die Archäologie



konnte nur Einzelheiten seiner Geschichte klären und die Zuverlässigkeit der biblischen Berichte bestätigen. Dagegen war der *Teich Bethesda*, wo Christus einen Kranken vom achtunddreißigjährigen Siechtum heilte, seit der Kreuzfahrerzeit völlig versunken. Man wußte nur aus sehr alten Pilgerschriften, die sogar noch die „fünf Hallen“ sahen, durch die ihn Joh. 5, 2 charakterisiert, daß er nördlich vom Tempelplatz lag. In dieser Richtung stieß man auf umfassende Teichanlagen. Bei den Ausgrabungen, die noch nicht ganz abgeschlossen sind, fanden sich zwei Zwillingssassins, die, 7—8 Meter tief, in den felsigen Boden gehauen waren. Zusammen bildeten sie ein unregelmäßiges Trapez, die östliche Länge mißt 110 Meter, die westliche 100 Meter, die südliche 80 Meter, die nördliche 62 Meter. In der Mitte ließ man den Felsen in einer Breite von 6,50 Meter stehen. Diese Felsenmauer trennte die Anlage in zwei Teiche, zugleich trug sie die fünfte Halle, während die vier übrigen um die vier Seiten liefen. Nach den Trümmern waren die Säulen mit ihrem Fuß 7 Meter hoch, die Breite der Hallen belief sich mit der äußeren Steinmauer auf etwa 6,20 Meter. So boten die überdachten Hallen mit ihrer stattlichen Säulenreihe nach innen und den breiten Stufen, die herunter ins Wasser führten, ein prächtiges Bild. Die Archäologie schließt aus den Funden, daß dieser Hallenbau um die Zeitenwende entstand. Die fünf Hallen in dieser Form sind keine Dutzendware, sondern einmalig. Darum ist es in Verbindung mit den alten Nachrichten sicher, daß der Heiland diesem Teich durch das Wunder Ewigkeitsglanz verlieh. Verschiedene Votivgaben, die man fand, bestätigen den Bericht des Evangeliums, daß die Kranken von diesem Teich Heilung erwarteten. Besonders interessant ist der marmorne Votivfuß einer Frau aus dem zweiten Jahrhundert mit der Inschrift: „Pompeja Lucilia hat ihn gewidmet.“ Die offenbarungsfeindliche Kritik lehnt oft das Johannesevangelium als Dichtung ab. Aber schon diese Ausgrabung lehrt, daß in ihm ein Augenzeuge des Lebens Christi schreibt. Sie hat seine Angaben über die Lage des Teiches, seine fünf Hallen und den Glauben an die Heilkraft des Wassers glänzend bestätigt.

4. BETHLEHEM

Nur 9 Kilometer trennen Jerusalem und Bethlehem. Die Natur schrieb die *Straße* vor, die Abweichungen können darum seit der Geburt Christi nur sehr gering sein. Unzählige Pilger wanderten über diesen Weg, um den Gang von Maria und Joseph am ersten Weihnachtsabend andächtig nachzuerleben. Darum hat ihn die christliche Poesie allmählich mit gemütvollen Legenden umwoben. Aber auch schon die natürliche Schönheit des Weges ist bezaubernd, so daß ich wieder und wieder von Jerusalem nach Bethlehem wanderte. Halbwegs durchquert die Straße eine Erhebung, die bisher die Aussicht nach Süden versperrte. Nun grüßt Bethlehem malerisch und heiter von seinem Höhenzug von fast 800 Metern herüber, rechts schweift der Blick über das Bergland von Judäa, links gleitet er hinunter in die Tiefe des Jordantals und Toten Meeres, um sich in den Höhen des Berglandes von Moab zu verlieren. Von den Weihnachtsnächten, die ich in Bethlehem verbrachte, haftet die von 1925 am tiefsten in meinem Gedächtnis. Im Dunkel verließ ich Jerusalem, es war ein milder, warmer Abend. Die Sterne funkelten von einem wunderbar durchsichtigen Himmel, der Vollmond glänzte, von einem hellblauen Schein, seinem „Hof“, umgeben, in unirdischer Klarheit. Schöner ist auch eine deutsche Maiennacht nicht, in der die Elfen ihren Reigen tanzen. Um Mitternacht feierte der Patriarch nach altem Herkommen das Levitenamt in der Franziskanerkirche, durch eine Tür mit der Geburtsbasilika verbunden. Dann konnte ich am Altar über der Krippe die heilige Messe lesen. Die warme Nacht lockte ins Freie, ich stieg nach Osten den Abhang etwas hinunter in die Richtung des Dorfes *Beth-Sabur*. Seine Bewohner schwankten durch all die Jahrhunderte nie in ihrem christlichen Glauben, in heiligem Stolz betrachten sie sich als die Nachkommen der

Hirten, die als erste aus Engelsmund die Weihnachtsbotschaft vernahmen. Die Gemeinde verbrachte die heilige Nacht in der Kirche, der Lichtschein drang herüber, zuweilen dazwischen sanftes Glockengeläut. Erscheinung und Gesang von Engeln hätten mich nicht überrascht, sie wären wie eine weitere Offenbarung der Schönheit dieses orientalischen Nachthimmels gewesen. Beth-Sahur ist die letzte Siedlung vor der Wüste; in seiner Nähe erhebt sich ein auffallender Berg in Kegelgestalt, *Herodium*, nach Herodes benannt, der hier auf seinen Wunsch begraben wurde. Einst fiel der Schatten dieses grausigen Königs über Bethlehem, zwang die heilige Familie zur Flucht nach Ägypten und brachte Weinen und Weheklagen in viele Häuser. Heute bricht sich der Schall der Weihnachtsglocken von Bethlehem an dem Berg seiner letzten Ruhestätte und verkündet ihm, daß die Frage der Weisen aus dem Morgenland an ihn: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ von der Welt beantwortet wurde.

Aber fromme Gefühle dürfen eine geschichtliche Untersuchung nicht stören. Und *was sagt die Kritik zu den christlichen Überlieferungen?* Maria und Joseph kamen nach Bethlehem wegen der *Volkszählung*, mit der auch die Steuerabgaben geregelt wurden. Die Wüste stößt bis hart an die Stadt vor, die Ackerflur ist darum sehr begrenzt. Nur eine bescheidene Ortschaft konnte hier existieren, bis der Pilgerstrom neue Quellen zum Leben erschloß. Trotzdem müssen bei dieser Raumenge auch heute noch viele auswandern, in den letzten Jahrzehnten war Südamerika das Ziel der meisten. Das orientalische Sippengefühl ist so stark, daß man auch sie noch als Bethlehemiten mitzählt. Einst war für eine Zeit Galiläa das Land, wohin die Auswanderer gerne gingen. Die Makkabäer eroberten Galiläa, unter Aristobul setzte 104/03 die gewaltsame Judaisierung ein. Viele ließen sich nun dort aus Judäa nieder, auch Joseph oder seine Vorfahren gehörten zu ihnen. Aber immer noch wurde er in den Familienregistern von Bethlehem mitgeführt, sicher hatte er auch noch Anteil an dem Besitz seiner Sippe, die dem Geschlecht Davids entstammte. So gab es für ihn hier manches zu regeln, als Kaiser Augustus

Zahl und Vermögen seiner Untertanen aufnahm. Im Jahre 1 war ein Gewirr von Höhlen da, wo heute die *Geburtskirche* steht. Der leere Raum, der damals diesen Fleck vom alten Bethlehem trennte, wurde allmählich mit Häusern bedeckt, da das Heiligtum wie ein Magnet wirkte. Maria und Joseph „fanden keinen Platz in der Herberge“. Aus diesem Satz darf man nicht auf steinerne Herzen der Bethlehemiten schließen. Denn die Herbergen im Orient liegen entweder als Chans unter freiem Himmel, nur von einer Mauer umgeben, mit einem Durcheinander von Mensch und Tier, oder sie machen als Gasthäuser in Ortschaften das Alleinsein schon in normalen Tagen schwer, unmöglich aber in Zeiten eines Andrangs. Darum empfahl es sich für Maria und Joseph, mit ihrem zarten Geheimnis in die Stille von einer der Höhlen östlich der Stadt zu gehen, da, wo das Gelände nach Beth-Sahur und zur Wüste abfällt. Auf diesem Abhang, in gerader Verlängerung der Geburtskirche, sah ich noch vor wenigen Jahren, wie mir Kühe aus einer Felsengrotte freundlich ihren Kopf entgegenstreckten. Nicht selten auch, daß Menschen solche Höhlen als Wohnstätte benutzen. Darum wird dieser Teil der biblischen Erzählung durch Sitten belegt, die bis heute fort-dauern. Steht nun die *Geburtskirche* wirklich am wahren Platze, ist sie „echt“? Kaiser *Hadrian* legte 135 über den Höhlen einen heidnischen Hain zu Ehren des Adonis an, doch wohl sicherlich, um den heiligen Platz der Christen ins Herz zu treffen. Der *heilige Justin*, um 100 in Palästina geboren und aufgewachsen, bezeugt, daß an dieser Stelle der Weltheiland geboren wurde. 248 schreibt der kühle, wissenschaftliche Kopf des *Origenes*, der lange in Palästina lebte und forschte: „In Übereinstimmung mit der Geschichte des Evangeliums über seine Geburt wird in Bethlehem die Höhle gezeigt, wo er geboren, und die Krippe in der Höhle, wo er in Windeln gewickelt wurde. Das ist in jenen Gegenden auch den dem Glauben Fremden gut bekannt, daß nämlich der von den Christen verehrte und bewunderte Jesus in dieser Höhle geboren wurde.“ Ebenso kategorisch erklärt *Eusebius* (263—339), Bischof von Cäsarea: „Diejenigen, die die-

sen Ort bewohnen, bekräftigen die Überlieferung, die sie von ihren Vätern erhalten haben, indem sie die Höhle zeigen, wo die Jungfrau ihr Kind gebar und hinlegte.“ Der Finger wies so sicher und eindeutig auf diese Stelle, daß Kaiser *Konstantin* sofort den heidnischen Hain des Adonis zerstören ließ und den Bau einer Basilika befahl. 326 war seine Mutter, die heilige Helena, selbst anwesend, ihre Person und ihre Worte beflügelten die Arbeit am Bau. Lange stritt man, ob die Geburtskirche in der heutigen Gestalt schon ganz in den Tagen Konstantins entstand. Ein Erdbeben im Jahre 1927 brachte die Klarheit. Die Basilika war so bedenklich beschädigt, daß die Regierung nicht erst eine Einigung der verschiedenen Konfessionen mit ihren verschiedenen Besitzrechten an der Kirche abwartete, sondern von sich aus die ausbessernde Hand anlegte und darüber hinaus durch Fachleute den Bau bis auf seine Fundamente untersuchen ließ. Nun ergab sich, daß 15 Zentimeter unter dem heutigen der konstantinische Fußboden lag. Vorhalle, Querschiff wie Chor und Apsis entstanden ebenfalls 540/50 bei dem Umbau unter Kaiser *Justinian*. Der fünfschiffige Hauptraum mit seinen vier Säulenreihen hat aber seit den Tagen Konstantins unverändert allen Stürmen der Zeit getrotzt, er ist mithin die älteste Kirche der Christenheit, die noch steht. Im Jahre 614 hatte die Basilika das einzigartige Glück, der Vernichtung durch die Perser zu entgehen, die ihre Brandfackel in alles Christliche hineinwarfen, das brennen konnte. Als sie nämlich im Giebelfelde des Eingangs das Mosaik mit den drei Weisen in persischer Kleidung sahen, stutzten sie, ihr nationaler Stolz erwachte, und sie rührten diese Kirche nicht an. Schwere Tage kamen, als die Kreuzfahrer das Land verlassen mußten. Schmuck und Glanz zogen aus der Basilika heraus. Im Übermut ritten sogar die Moslems in das Innere oder trieben zum Spott ihr Vieh hinein. Darum mauerten die Christen im 16. Jahrhundert zwei Eingänge ganz zu, den dritten engten sie ein, daß man ihn bis heute nur gebückt betreten kann. Darum wirkt die Fassade der Kirche etwas dumpf und frostig, zumal auch auf dem Vorplatz die Säulenhalle des breiten Atriums bis auf einige Reste verschwunden ist.

Heute ist *Bethlehem* eine fast ganz christliche Stadt. Unter seinen etwa 10 000 Einwohnern sind noch nicht 1000 Moslims. Aber auch hier verhindern noch die Rivalitäten unter den drei Eigentümern, Lateinern — sie haben unter der Bevölkerung die absolute Majorität —, Griechen und Armeniern, daß die Basilika in ihrer alten Schönheit wiederersteht. Wenigstens sind jedoch in der Gegenwart die Streitigkeiten verstummt. Unter dem Hochaltar führen zwei Treppen nach unten in die Grotten. Hier wachte früher immer ein Polizist, um jede Reibung unter den Konfessionen zu verhindern; in den letzten Jahren konnte man ihn zurückziehen. Die Eigentumsrechte sind bis heute so grotesk gespalten, daß z. B. die nördliche Treppe den Lateinern und Armeniern, die südliche den Griechen gehört. Zwischen den beiden Treppenden, genau unter dem Hochaltar, ist eine nach oben abgerundete Nische, im Boden ein silberner Stern mit der Inschrift: *Hic de Virgine Maria Jesus Christus natus est.* (Hier wurde von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren.) Der Stern gehört den Lateinern, die Griechen haben sich aber das Alleinrecht an dieser Nische angeeignet. Rechts einige Schritte seitwärts führen drei Stufen zur Grotte der Krippe, die den Lateinern gehört. Eine heute mit Marmor ausgelegte Höhlung im Felsen war die Krippe, in der das Jesuskind auf Stroh lag. Diese Krippe wurde zur Wiege des Christentums, hier begann das Jahr 1, Bethlehems Name liegt seitdem auf jeder Kinderlippe. Sicher wirkt in diesem Heiligtum, wo der Weihnachtsfriede in Fleisch erschien, der Hader unter den Konfessionen mit ihren allzu genau abgegrenzten Eigentumsrechten doppelt abstoßend. Aber dieser Riß an den heiligen Stätten hat doch auch etwas Erhebendes an sich. Wen packte es z. B. nicht, wenn er hier im gleichen Raum Lateiner, Griechen und Armenier in ihren so verschiedenen Sprachen und ihrem so grundverschiedenen Tonempfinden Gott und seinem eingeborenen Sohn Lob singen hört? „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.“ Vor allem ist das einfache christliche Volk des Landes, wenn auch gespalten in verschiedene Konfessionen, hier einig in der Liebe zum Heiland. Oft

beobachtete ich es in seinen Äußerungen der Andacht. Der 1. Dezember 1943 ist mir aus einem äußeren Grunde im Gedächtnis haften geblieben. Um die Mittagszeit war ich längere Zeit in den Grotten. Die Leute küßten den heiligen Boden, tauchten den Finger in das Öl der Lampen, um sich mit ihm zu bekreuzigen, andere rieben sich den Rücken an den Säulen. Rührend war, wie eine Mutter sich über den Stern beugte, ihren Säugling auf ihn legte und, mit Schmerz in den Augen über das künftige Menschheitsweh ihres Kindes, lange betete. Dann klirrte es, eine Kolonne Polizei erschien und drängte alle heraus. Man sah mich forschend an, ließ mich aber allein unten. Als ich herausging, war der Vorplatz durch starke Polizeitruppen abgesperrt. Die alliierte Konferenz in Teheran war zu Ende, viele ihrer Teilnehmer besuchten nun die heiligen Stätten Palästinas. Ein Auto nach dem andern kam jetzt herangerollt. Ich hatte eine Zigarre angezündet, ein seltener Anblick in Bethlehem, zumal auf der Straße. So zeigte ein Junge auf mich und rief seinen Kameraden ehrfurchtsvoll zu: „Das ist Churchill.“

5. NAZARETH

Allem Anschein nach war das Edikt über die Volkszählung für Maria und Joseph nur der Anlaß, um dauernd in Bethlehem zu bleiben, wahrscheinlich sollte es nach ihrem Plan auch das Nazareth für die Christenheit werden. Der Engel hatte Maria verheißen, daß Gott der Herr ihrem Kinde „den Thron seines Vaters David“ geben werde. Was lag also näher, als Jesus auch in der Stadt seiner Ahnen aufwachsen zu lassen? Als die Weisen aus dem Morgenland Bethlehem durchsuchten, stand der Stern still über dem „Haus“ der heiligen Familie. Herodes ließ alle Knäb-
lein bis zu zwei Jahren in Bethlehem töten. Um sicher zu gehen, griff er wohl weit nach oben, aber die Erzählungen der Weisen müssen ihm doch diese Altersgrenze nahe gelegt haben. Daraus folgt, daß die heilige Familie etwa ein bis zwei Jahre nach der Geburt in einem Hause Bethlehems lebte, während das Heim in Nazareth aufgelöst war. Als darum Joseph in Ägypten vom Tode des Herodes hörte, war sein erster Gedanke, nach Judäa zurückzukehren. Nur die Furcht vor dem neuen König Archelaus, einem ähnlichen Tyrannen wie sein Vater, hinderte ihn daran; ein ausdrücklicher Befehl Gottes brachte ihn nach *Nazareth* zurück.

Diese Stadt ist nie im Alten Testament oder von einem weltlichen Schriftsteller erwähnt, erst die Evangelien schreiben zum erstenmal ihren Namen nieder. Die Frage des Nathaniel: „Kann denn aus Nazareth etwas Gutes kommen?“, könnte den Schluß nahe legen, daß man mißtrauisch und spöttisch auf seine Bewohner herabsah. Aber diese Frage will doch wohl nur ausdrücken, daß Nazareth in der Vergangenheit unbeschwert von jeder Geschichte war und auch die Gegenwart von ihm nur diesen ewigen Alltag erwarten ließ. Es muß ein kleines, gleichgültiges Land-

städtchen gewesen sein wie Hunderte in jedem Lande, die des Lebens Last und Lust unbemerkt und schweigend von einer Generation zur andern weitertragen. Aber gerade in solchen Orten sammelt sich oft in der Stille die ganze Begabung und Energie eines Volkes, bis ein Sohn die Welt aufhorchen läßt. Der aufmerksame Reisende sieht auch heute sofort, daß der *natürliche Lebensraum* dem Ort nur ein bescheidenes Dasein gewähren konnte. Nazareth liegt in einem Talkessel, sein tiefster Punkt ist aber noch 335 Meter hoch, die umliegenden Höhen, die es einschließen, steigen bis auf 488 Meter. Der Boden ist fast überall steinig, nur eine spärliche Bevölkerung kann auf ihm das tägliche Brot gewinnen. In den Tagen des Heilandes lockte darum nichts, diesen Flecken an den Weltverkehr anzuschließen, nur Saumpfade liefen von ihm aus. So schloß Nazareth seine Bewohner ab von dem geräuschvollen Treiben der Welt. Aber die großen Verkehrswege, die nördlich und südlich von ihm die großen Ebenen durchschneiden, warfen immer ein Echo ihres Lärmens über die Berge hinüber. So war das Städtchen weltverloren und weltoffen zugleich, dem Lärm des Lebens entrückt, seinen Pulschlägen aber doch nahe. Erst Christus hat seiner undankbaren Vaterstadt wirtschaftliche Blüte gebracht. Als die Pilger nach hier strömten, entwickelte sich der Ort zur Stadt; mit seinen etwa 9 000 Einwohnern, von denen zwei Drittel Christen sind, bildet es heute den wirtschaftlichen Mittelpunkt seiner Umgebung. So ist Nazareth erst durch die Person des Erlösers aus dem *Dunkel geschichtsloser Jahrtausender* ins Licht getreten. Wie oft, lüftet aber auch hier die Archäologie etwas den Schleier von dieser stummen Vergangenheit. 1934 wurden Schädel von prähistorischen Menschen des Diluviums entdeckt, die man als die ältesten Nazarethaner ansehen kann. Man fand sie 2 1/2 Kilometer südöstlich der heutigen Stadt am Westabhang des sog. Absturzbeges, da, wo das Wadi, welches alle Wasser aus dem Talkessel Nazareths sammelt, fast steil von 250 Meter Höhe zur Esdrelonebene herabfällt. Als dann das Klima kälter wurde, sich deswegen die afrikanische Tierwelt — Knochen von ihr fanden

sich in der Höhle — zurückzog, ließ sich vielleicht diese Menschengruppe auf dem Boden des heutigen Nazareth nieder. Es folgen schweigende Jahrtausende. Als die Franziskaner 1927/28 ihr wuchtiges Kloster neu bauten, mußte man den Boden tief ausschachten. Man stieß auf mehr als 60 Höhlen, durch Gänge miteinander verbunden, teilweise in Stockwerken übereinander, ein wahres Städtchen von Höhlenbewohnern. Nach den Funden lebten diese Menschen hier zwischen 3000—2000 v. Chr. Nun folgt wieder eine lange Pause, in der auch die Archäologie bis heute nichts zu sagen weiß. Aber von etwa 200 v. Chr. ab haben sich Felsengräber erhalten, die meisten von ihnen Anlagen mit Schiebestollen, gewöhnlich nach dem Hebräischen Kokim genannt. Diese Form der Bestattung errang sich um die Zeitenwende bei den Juden eine solche Beliebtheit, daß durch sie allein die Existenz eines jüdischen Nazareth bewiesen ist. Nun wird auch der Name dieses Ortes zum ersten Mal durch die Evangelien aufgezeichnet und dann durch die ganze Welt getragen.

Als Kaiser *Hadrian* 132/35 den zweiten jüdischen Aufstand unter Bar Kochba niedergeschlagen hatte, verbot er allen Juden den Aufenthalt in Judäa. Die Trümmer des Volkes flüchteten nach Galiläa. Nazareth wurde damals eine jüdische Priesterstadt. Feindselig verschloß sie sich allem Fremden; wie sie einst Christus selbst haßte, so jetzt die Christen. Erst als unter Kaiser *Konstantin* die Ketten von der Christenheit fielen, bekam diese starre Mauer eine Bresche. Joseph von Tiberias, ein bekehrter Jude, erhielt vom Kaiser die Vollmacht, auch in Nazareth eine Kirche zu bauen. Das war bisher nicht möglich; „denn die Juden achten streng darauf, daß kein Fremder unter ihnen wohnt“ (hl. Epiphanius). Aber noch blieben die Christen in der Minderheit. Als 614 die Perser von Norden her in Palästina einfielen, stießen auch die Juden von Nazareth zu ihnen; „sie brachen nach Jerusalem auf und halfen den Persern, die Kirchen zu zerstören und die Christen zu ermorden“ (Annales Eutyhii). Dann aber kam ein furchtbares Strafgericht durch den Kaiser *Heraclius*, der die Perser besiegte, ihnen das heilige Kreuz entriß, um es im Triumph

nach Jerusalem zu bringen. Darauf holte sein rächender Arm zu furchtbaren Schlägen gegen die Juden im Lande aus. Von da ab ist Nazareth judenfrei bis auf den heutigen Tag. Hat dieser Joseph von Tiberias nun wirklich in Nazareth eine *Kirche* gebaut? Und stand sie an dem Platze, wo der Erzengel Gabriel das erste „Gegrüßet seist Du, Maria“ sprach? Konnte man in den Tagen Konstantins noch das Haus wissen, in dem Maria die Botschaft des Engels empfing? Hatte nicht der Sturm des ersten jüdischen Krieges Nazareth hinweggefegt und blieb dann nicht einige Jahrzehnte später die Priestergemeinde aus Judäa ein Fremdling in der Geschichte der Stadt? Aber Christus war nach seiner Auferstehung, als die ganze Welt der Acker für sein Evangelium wurde, den Juden erst recht der Dorn im Fleische, und Haß behält oft noch, wenn Liebe schon längst vergessen hat. So wird ihr Auge mit Bitterkeit auf die Stätte gefallen sein, wo einst das Haus Mariens stand. Es muß mit in den Strudel des Untergangs gerissen sein, als vor 70 n. Chr. die Schwerter der römischen Legionen durch Nazareth klirrten, um das nur 2½ Kilometer entfernte, befestigte Japha nach erbitterter Gegenwehr mit stürmender Hand einzunehmen. Aber nach der Überlieferung stand das *Haus Mariens* an einer Felsenhöhle. Besuchern zeigte ich gerne das eine oder andere Haus in Nazareth, in denen auch heute noch eine Naturhöhle Teil der Wohnung ist. So konnte auch die Felsengrotte Mariens in allen Stürmen der Zerstörung unerschüttert bleiben, während der Vorbau aus Steinen versank. Heute führen vom Hauptschiff der Verkündigungskirche 17 Stufen herab; dann durchschreitet man eine „Engelskapelle“ genannte Halle, die den Umfang des Vorbaus angeben will. Darauf tritt man in die Felsenhöhle ein, in ihrer Mitte verkündet unter dem Altar eine Marmorplatte: *Verbum caro hic factum est.* (Das Wort ist hier Fleisch geworden.) An jedem Altar, in jeder heiligen Messe wird in der Verkündigungskirche beim letzten Evangelium dieses „hic — hier“ eingefügt. Nach dem Angelusläuten erklingt vom Glockenspiel der Verkündigungskirche das Ave Maria, es schwingt froh und feierlich

wie ein Engelsgruß über die Fluren von Nazareth. Im Westdrittel der Engelskapelle lassen sich nun Mauerzüge feststellen, die noch dem 4. Jahrhundert angehören; sie können also von der Hand des Joseph von Tiberias gelegt sein. Und wenn er seine Absicht ausführte und in Nazareth eine Kirche baute, war dann nicht hier der gegebene Platz für sie? Die Mehrheit der Forscher hält darum die Felsenhöhle für den Ort, in dem Maria den Engelsgruß empfing. Die Archäologie kann aber erst um 450 eine Basilika nachweisen, die im fürstlichen Glanze erstrahlte; ihre Länge war 75 Meter, die Breite 30 Meter. Die Kreuzfahrer erhoben sie nach den alten Linien wieder aus dem Schutt. Aber schon 1263 ist sie erneut ein Ruinenhaufe. Es folgen trübe Jahrhunderte, nur die Felsengrotte schaut unbewegt und unverändert in den Greuel der Verwüstung. Nach der Eroberung des Landes durch die Türken werden die Christen sogar 1517 aus Nazareth vertrieben. Nur wenige Europäer wagen sich noch in die Stadt hinein. 1555 kann ein spanischer Pilger nicht einmal die Grotte betreten, weil in ihr Räuber lärmen und freveln. 1596 trifft ein Reisender nur zwei Christen an, ein anderer 1610 keinen einzigen. 1620 fassen die *Franziskaner* festen Fuß in Nazareth. Sie werden der Schirm des Heiligtums und der Schutz für die Pilger. Aber sie sind auch der Wendepunkt in der Geschichte der Stadt; denn von nun ab hebt sich die christliche Bevölkerung schnell und stetig. An ihrem Kloster, das sich finster und trotzig wie eine Festung an die Kirche anlehnte, brachen sich manche Überfälle. 1730 erfaßten sie eine günstige Gelegenheit und erbauten die heutige Kirche. Großzügige Pläne kamen durch den Krieg ins Stocken. Ein wuchtiges, neues Kloster ist fertig. Die Verkündigungskirche wartet noch auf die Stunde, in der sie ihr bescheidenes Kleid abstreift und wieder mit der Herrlichkeit ihres byzantinischen Prachtgewandes geschmückt wird.

Noch *andere Kirchen*, die ein Stück des Evangeliums in Stein festhalten wollen, werden gezeigt, z. B. die Werkstatt des heiligen Joseph und die Synagoge, in welcher der Heiland Sabbat für Sabbat durch einige Jahrzehnte den Worten der Pro-

pheten lauschte, um sich dann bei seinem ersten öffentlichen Auftreten hier als die Erfüllung zu verkünden. Aber der forschenden Kritik ist es oft unmöglich, mit Sicherheit einen Ort zu bestimmen, der durch die Heilsgeschichte den Christen ans Herz wuchs. Dem fehlt jedoch der rechte Geist, der seine Liebe und Aufmerksamkeit auf die heiligen Stätten im engeren Sinne einschränkt. Durch die dreißig Jahre des stillen Heranwachsens ist auch die *Umgebung* vom Himmel berührt worden, überall trifft man darum in ihr den Heiland. Denn die ehernen Linien einer Landschaft ändern sich erst in Hunderttausenden von Jahren, sie schaut mit gelassenem Spott auf das Ameisengewirr der Menschen, die hier einen Weg hineinschneiden, dort ein Gebäude errichten. Das ist doch nur wie Kreide an der Tafel, die heute steht und morgen weggewischt wird. So plätschert auch die Ortsquelle weiter wie vor 2000 Jahren. Sie heißt heute *Marienquelle*, um die Muttergottes zu ehren, die einst Tag für Tag von ihrem Wasser schöpfte. Darum sieht das geistige Auge des Pilgers in der Schar der Frauen, die mit dem Krug auf dem Kopfe in das Brunnengewölbe herabsteigen, auch sie. Ihr Gang muß schon aus diesem Grunde königlich gewesen sein; denn der Krug kann nur bei gerader Haltung und gleichmäßig ruhigem Gang im Gleichgewicht erhalten werden. Aber nur wenige wissen, daß Maria gar nicht an die heutige Ausflußstelle ging. Die Quelle selbst entspringt etwa 150 Meter nordwestlich von hier; ein Kanal leitet das Wasser durch die griechisch-orthodoxe Gabrielskirche, die zwei Schöpfstellen enthält, zum heutigen Brunnen an der Straße nach Tiberias. 1911 wurden eiserne Röhren durch den gewölbten Steinkanal gelegt, weil zu viel von dem kostbaren Naß durch die steinernen Wände versickerte. Augenzeugen dieser Arbeit berichten, daß in einer Höhle, etwa 30 Meter hinter der Mauer des Nordhofes der Gabrielskirche, das Wasser in drei Quellen hervorbricht. Auf einer Strecke von 24 Meter läuft es dann durch einen felsigen Gang. Hier, etwa 10 Meter unter dem heutigen Boden, trat die Quelle im alten Nazareth ans Tageslicht, hier ist deswegen auch die Schöpfstelle Mariens. Oft stand

ich an dem ungefähren Platze über ihr und wünschte, sie befreit von dem lastenden Schutt zu sehen. Würde sie nicht gerade in ihrer unveränderten Schlichtheit ein packendes Heiligtum sein?

Die Evangelien berichten, wie sehr der Heiland die *Berge* liebte. Sie steigen empor in die reine Himmelsluft, sind nicht überweht vom schmutzigen Atem der Menschen. Auch auf den Bergen, die wie Bänke eines Amphitheaters aus der Talmulde Nazareths emporsteigen, nahm Jesus zu „an Alter, Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen“, nicht bloß im Elternhaus und in der Synagoge. Am sichersten treten wir in seine Wege, wenn wir nordwestlich zum 488 Meter hohen Nebi Sain emporsteigen, weil seine Aussicht das schönste Loblied auf Gottes Schöpfung und das herrlichste Benedictus auf seine Großtaten in Israel ist. Wohin das Auge blickt, grüßen in der klaren Luft des Orients bis in weite Fernen die Berge, Täler und Ortschaften des heiligen Landes, sie lassen fast alle ein Kapitel der Heiligen Schrift aufschlagen. Von hier schweifte durch fast drei Jahrzehnte das Auge des Heilandes wieder und wieder über diese Landschaft. Nach Westen nahm das Meer — es ist in der Luftlinie nur 30 Kilometer entfernt — seinen Blick auf und führte ihn in endlose Weiten. Sicher eilte über seine Wogen die Erlöserliebe des Heilandes auch nach Europa. Auf seinen Domen und Kirchen sah er schon das Kreuz glänzen, erblickte in den Hütten die „Mühseligen und Beladenen“ getröstet zu ihm aufblicken. Nazareth ist mit der Predigt des Evangeliums über die ganze Welt gewandert, es ist nun überall da, wo der gleiche Geist Gottes wie einst in der heiligen Familie weht.

Im *ersten Weltkrieg* schrieb Nazareth ein Blatt Geschichte, das wir *Deutsche* nicht vergessen sollten. Damals kämpften zum ersten Male seit den Tagen der Kreuzfahrer wieder Deutsche in Palästina, aber nun nicht gegen den Halbmond, sondern mit ihm verbündet. Lange bedrohten die türkischen Truppen und die deutschen Verbände unter ihnen den Suez-Kanal. Die ersten Gefallenen unseres Heeres lagen darum in der Wüste Sinai, eingehüllt in Palmblätter. Dann bauten die Engländer vom Kanal aus die

Bahn, auf ihr flutete ein solches Übergewicht heran, daß die türkisch-deutsche Front immer weiter nach Palästina hineingedrängt wurde. Am 1. Dezember 1917 fiel Jerusalem. Das deutsche Hauptquartier, zu dem u. a. Franz von Papen gehörte, ging nach Nazareth. Ob man wohl daran dachte, daß in den gleichen Gebäulichkeiten Napoleón I. auf seinem ägyptischen Feldzug wohnte, hier seinen nördlichsten Punkt erreichte, um dann das Scheitern seiner Pläne zu erkennen? 75 Kilometer südlich von Nazareth schlang sich über die Berge und durch die Täler Samariens die neue Front des türkisch-deutschen Heeres. September 1918 glückte den Engländern an einem Punkte der Durchbruch. Ihre Kavallerie reitet durch das Loch, um das deutsche Hauptquartier in Nazareth auszuheben. Morgendunkel liegt noch über der Stadt, als sie die ersten vorgeschobenen Häuser erreicht. Die Schüsse wecken die Deutschen aus ahnungslosem Schlaf. Sie rennen, zum Teil noch in Nachtkleidern, zum engen Stadteingang, drücken sogar Büroschreibern statt der Feder einen Revolver in die Hand, bilden so mit ihren Leibern eine Barrikade und vereiteln den Handstreich. Aber man wußte, hinter der Kavallerie wird sich ein Strom von Infanterie und Artillerie nachwälzen. Darum verließ noch in den Morgenstunden das Hauptquartier die Stadt, die Front löste sich auf, auch in Palästina war der Krieg verloren. Die Heimat faßte dann später den Entschluß, die deutschen Gefallenen, die einsam und unbeweint, verloren im Sande der Wüste Sinai oder unter den Steinen des Berglandes von Judäa und Samaria schliefen, aus der Diaspora heimzuholen und sie im Tode auf einem gemeinsamen Friedhof zu vereinen. Die Wahl fiel auf Nazareth; denn hier ruhten schon Gefallene aus den letzten Monaten des Krieges in deutscher Erde, nämlich auf dem Friedhof der österreichischen Barmherzigen Brüder. So kehrte denn einer nach dem andern aus seinem verlassenen Grabe in der Ferne hierhin in die Gemeinschaft zurück. Einst fiel der Schatten dessen öfters auf diesen Fleck, der später von sich sagte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ Kein schönerer Kriegerfriedhof darum auf der weiten Erde als dieser deutsche, über den einst das Wort des Lebens ging.

III.

DIE KATHOLISCHE DEUTSCHE MISSION

1. VOR DEM KRIEGE

Nur die *Franziskaner* erhielten schon bald nach dem Scheitern der Kreuzzüge die Erlaubnis vom Sultan, nach Palästina zurückzukehren. Sie allein hatten die Privilegien und Erfahrungen, um durch viele und schwere Jahrhunderte alle Abendländer, auch die Nichtkatholiken, vor den menschlichen Raubtieren des Orients zu schützen. Schon am Meeresstrand streckten sie ihnen den helfenden Arm entgegen, geleiteten sie durch die heiligen Stätten und gaben ihnen in ihren Hospizen ein abendländisches Heim. Die Berichte aller Pilger in diesen Jahrhunderten sind darum ein klingendes Lob auf die Söhne des heiligen Franziskus. Ihnen allein ist es auch zu verdanken, daß die lateinischen Christen nicht ganz versanken in dem Meer des Fanatismus, das sie umbrandete. Im 19. Jahrhundert stieg dann der Einfluß Europas in der ganzen Welt sprunghaft in die Höhe, um erst nach dem ersten Weltkrieg zurückzuebben. Auch die Tür zum Orient wurde weit aufgestoßen. Die Zahl der Besucher wuchs, die ersten, noch recht bescheidenen europäischen Hotels entstanden, die wichtigsten Staaten entsandten ihre Konsuln. Verschiedene christliche Konfessionen schickten nunmehr Missionare. Für die katholische Kirche bildete das Jahr 1847 den Wendepunkt, als der Papst das lateinische Patriachat in Jerusalem wiedererrichtete. Nun faßte neben den Franziskanern ein Orden nach dem andern Fuß in Palästina, zu-

dem bildete das Seminar des Patriarchen eine wachsende Schar von Priestern heran für die Gemeinden, die neu entstanden. Dieser Wettlauf der Nationen und Konfessionen nach Palästina riß auch die *deutschen Katholiken* mit. Der „Palästinaverein der Katholiken Deutschlands“ — 1895 bildete sich aus ihm nach Verschmelzung mit dem „Verein vom Heiligen Grabe“ der *„Deutsche Verein vom Heiligen Lande“* — sammelte in seinen Frühjahren Gaben, um das Patriarchat und die Klöster zu unterstützen. Aber immer stärker wurde der Wunsch, eigene Kräfte einzusetzen. Nach einigem Tasten fand er 1890 in den *Lazaristen* Arbeiter für diesen Weinberg. Seitdem haben sie des Tages Last und Hitze getragen, getreue Verwalter, die das Wohl des Vereins, nicht das eigene suchten. Ihre Zahl war immer gering, um so eindrucksvoller die große Ernte. 1890 fanden sie bereits in Jerusalem die *„Schmidtschule“* — so benannt nach dem ersten Lazaristenpater, der von Syrien als Missionar ins Land kam — vor. Unter ihrer Leitung entwickelte sich hier ein Mädchengymnasium, das keinem andern auszuweichen braucht. Immer ist der Andrang stärker als die Zahl der Plätze. Bei „Schmidt“ erzogen zu sein, erhöht die Aussichten auf eine gute Heirat! — Um die steigende Zahl der Pilger aufnehmen zu können, baute der Verein vor dem Damaskustor das *Paulushospiz*, 1908 zum größten Teil vollendet. Die Leitung lag in der Hand der Lazaristen, die zugleich hier ein Lehrerseminar für das Patriarchat einrichteten. Dann ertrank nach dem ersten Weltkrieg Deutschland in der Papiermark, Armut blieb auch später noch als Bodensatz zurück, so daß Pilgerzüge fast ganz stockten. Darum versuchte der Verein gar nicht, die Engländer, die das Hospiz für ihre Regierung besetzten, zur Räumung zu bewegen. Im Gegenteil, er war sogar für die Miete dankbar, sonst hätte die Zeit der Papiermark und später der Devisensperre unter den Nazis seine Arbeit in Palästina erdrosselt. Die finanziellen Kräfte reichten aber leider nicht aus, um auch das Lehrerseminar wieder zu eröffnen. — 12 Kilometer westlich von Jerusalem in *Kubebe*, das viele für das biblische Emmaus halten, zauberten die Lazaristen um ihr Hospiz aus der Felsen-

wildnis ein Baum- und Gartenparadies hervor. Mit dem gleichen Fleiß und Schweiß könnte das ganze kahle Bergland von Judäa ebenso schön und farbenleuchtend sein.

Das, was jeder Pilger, gleichgültig, welches Credo er betete oder welcher Rasse er sich rühmte, vor diesem Kriege besuchte, war *Tabgha*, das Besitztum des Vereins am See Genesareth. Denn es ist zunächst der grünste und blühendste Fleck des ganzen Gestades, von Palmen umwogt, leise umrauscht von den plätschernenden Wogen des Sees. Als der Palästinaverein in den achtziger Jahren die ersten 100 Morgen erwarb, war es eine Wildnis von Dornen und Disteln, ein Versteck von Dieben und Räubern. 600 Morgen erweiterten 1895 den Besitz zu einem stattlichen Streifen am Seeufer. Von 1907 bis 1939 hatten auch hier die Lazaristen die Verwaltung, sie verwandelten diesen Platz in einen Erdenfleck, des Herrn würdig, dessen Frohbotschaft einst hier erklang. Denn *Tabgha* liegt nur zwei Kilometer südlich von Kapharnaum, das in den Evangelien „seine Stadt“ genannt wird. Von hier stoßen damals wie heute die Fischer mit ihren Kähnen gerne ins Meer. Denn an diesem Streifen können sie am ganzen Westufer den reichsten Ertrag erwarten, da die Fische durch das Wasser von warmen Quellen angelockt werden. Nachts hört darum der Pilger im Hospiz oft das Klatschen der Ruder und die Zurufe der Fischer, morgens kann er beobachten, wie sie auf Steinen des Strandes ein Feuer anzünden, um auf glühenden Kohlen einige Fische zu braten. Die Tradition ist sehr alt und glaubwürdig, die hier auf einer Felsenplatte am Ufer — heute im Besitz der Franziskaner — die Stelle verehrt, wo der Heiland nach der Auferstehung den Jüngern das Frühstück bereitete und zu Petrus das „Weide meine Lämmer — weide meine Schafe“ sprach. Sicher umdrängte ihn hier am Gestade oft das Volk, um Worte und Taten des Lebens zu hören und zu sehen. Ob aber bestimmte Berichte der Evangelien, z. B. der wunderbare Fischfang des Petrus, hier zu lokalisieren sind, bleibt unsicher. Jedoch die Frömmigkeit, die alles mit dem Metermaß festlegen möchte, ist gerade hier ungesund. Denn der ganze See ist ein Heiligtum, für immer

geweiht durch ihn, der am Schöpfungsmorgen dieses Wasser mit seinen Bergen ringsum in all seiner natürlichen Schönheit werden ließ, um dann noch nach seiner Erscheinung im Fleisch einen Schimmer seiner Herrlichkeit über ihn auszubreiten. Wie oft sah ich hier Gäste des Hospizes auf einem Stein am Meeresstrand mit dem Evangelium in der Hand sitzen, wie mancher schlich in den Abendstunden still davon, um bei zauberhaftem Mondlicht und Sternengefunkel über den See zu schauen und dessen zu gedenken, der wie einst die Jünger so auch ihn durch jeden heulenden Sturm und alle wilden Wogen hindurchsteuern kann.

Gleich hinter dem Hospiz steigt nach Westen der Ruinenhügel *Tell el-Oreme* an, deutsche Ausgrabungen auf ihm kamen durch den Krieg zum Stillstand. Die Spuren menschlicher Besiedlung reichen zurück bis in die Steinzeit, sie erlöschen erst in der römischen Periode. Alle Forscher sind einig, daß hier einst die biblische Stadt Kinnereth stand. Nur 250 Meter südlich von diesem Hügel liegt in der Genesarethebene eine andere Ruine, *Chirbet el-Minje*, ebenfalls auf dem Besitz des Vereins. Aus dem Schutt kam bisher — auch hier sprach der Krieg sein Veto aus — ans Tageslicht ein Palast aus der Zeit des frühen Islam mit einer Moschee und farbigen Fußböden aus Mosaik. Unter diesem Prachtbau liegen noch Schichten aus der byzantinischen und römischen Epoche. Was stand hier in den Tagen des Heilandes? Wohl sicher die Ortschaft Gennesar, im Evangelium deutlich von der Ebene des gleichen Namens unterschieden. Als die Zeiten friedlicher wurden, stiegen die Bewohner aus den engen Stadtmauern auf dem Hügel in die Ebene hinab, die immer ihre Ackerflur war.

Auf dem nördlichen Zipfel von Tabgha entdeckte man die *Brotvermehrungskirche* wieder, eines der ehrwürdigsten Heiligtümer der Christenheit. Soweit unsere Kenntnis reicht, ist sie die älteste Kirche nicht bloß am See, sondern in ganz Galiläa. Die Pilgerin *Aetheria* bezeugt sie um 390 mit diesen Worten: „In dieser Ebene hat der Herr mit fünf Broten und zwei Fischen das Volk gespeist. Ja, der Stein, auf den der Herr das Brot gelegt, ist zum Altar gemacht.“ Die Ausgrabungen, welche der Verein ausführen

ließ, deckten zunächst eine dreischiffige Basilika mit Atrium und Apsis auf, der heilige Stein fand sich unter dem Altar. Die Mosaiken sind das Entzücken aller Besucher, sie gelten als die schönsten der byzantinischen Zeit in Palästina. Hinter dem Altar ist ein Mosaik mit einem Korb voll Brot und einem Fisch an jeder Seite. Diese Basilika entstand um 450, unter ihr sind die Reste einer bescheidenen Kirche, die das Auge der Aetheria sah. War nun wirklich die Brotvermehrung in Tabgha? Sicherlich nicht. Denn der Heiland wollte einsame Tage verbringen, fern von der Unruhe des belebten Westufers. Irgendwo auf den Höhen im Nordosten oder Osten des Sees erreichten ihn dann die nachflutenden Volksscharen. Der genaue Ort geriet früh in Vergessenheit, weil er eben abseits der Straßen lag. Aber dieses Wunder erregte stärker als alle andern am See die älteste Christenheit, wohl wegen seiner engen Beziehung zur heiligen Eucharistie. Darum weihten die Christen Galiläas ihm die erste Kapelle, sobald sie unter Konstantin frei atmen konnten. Anfänglich schauten sie wohl noch andächtig zum andern Ufer hinüber, beteten dankbar zum Heiland, der Leib und Seele speist, dann lieh die Kirche dem Glauben Raum, daß hier nicht bloß das Gedächtnis, sondern die tatsächliche Stätte des Wunders sei.

Wer aus dem Bahnhof Jerusalems ins Freie tritt und nun fragend und forschend zur heiligen Stadt schaut, dessen Blick wird eingefangen von der Kuppelkirche *Mariä Heimgang* (Dormitio B. Mariae Virginis). So ist dieses Nationalheiligtum der deutschen Katholiken, im Besitz des Vereins vom Heiligen Lande — von ihm Beuroner Benediktinern übertragen —, der erste Gruß an die Pilger. Seine Geburtsstunde ruft die Zeit wach, wo Deutschland nach den höchsten Sternen griff. Hier stand *Wilhelm II.* am 31. Oktober 1898, hielt eine Ansprache und schloß: „Ich, Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, übernehme hiermit dieses Terrain.“ Der Präsentiermarsch deutscher Marine-soldaten erklang, und die kaiserliche Flagge ging hoch über diesem Platz. Noch am gleichen Tage telegraphierte der Kaiser an Papst Leo XIII., daß er „dieses durch so viele fromme Erinnerungen

geheiligte Grundstück“ dem Verein vom Heiligen Lande zur Verfügung stelle. Das Minarett des Abendmahlsaals, der mit seiner Häusergruppe unmittelbar südöstlich angrenzt, nickte in die festliche Versammlung hinein. Wie kommen Abendmahlsaal und Todesstätte Mariens an den gleichen Fleck? Sicher ist, daß hier das Haus stand, in dem die Jünger nach der Himmelfahrt des Herrn auf die Herabkunft des Heiligen Geistes warteten, der Angst und Verzagtheit aus ihren Herzen ausbrannte. Darum war hier am Pfingstfest der Geburtstag der Kirche, das Zentrum der Urgemeinde. Weiter residierten deswegen hier, bei der „Mutter aller Kirchen“, die Bischöfe Jerusalems, bis sie unter Konstantin in die Nähe der Grabeskirche übersiedelten. Nun machte auch bald die bescheidene Sionskirche einer prächtigen Basilika Platz. Aetheria bezeugt um 390, daß sie groß genug war, um am Pfingstfest, ihrem Ehrentag, die ganze Gemeinde Jerusalems in sich aufzunehmen. Der Saal des Pfingstfestes muß wohl derselbe sein, in dem der Heiland das Abendmahl einsetzte; denn schon ein Zeugnis des 4. Jahrhunderts vollzieht diese Gleichung. Dann zeichnet als erster der Patriarch Sophronius 635 den Glauben auf, daß hier die Todesstätte Mariens sei, mithin überdachte eine Kirche drei Heiligtümer. Von da ab fließen die Quellen ohne Stocken, in der Nordwestecke der Basilika zeigte man den Pilgern die Stätte des Heimangs Mariens. Die Apostelgeschichte stellt ausdrücklich fest, daß nach der Himmelfahrt „Maria, die Mutter Jesu,“ mit den Aposteln auf dem Sion harrete und betete. Als dann unter des Glut des Heiligen Geistes das Werk ihres Sohnes aus dem Boden aufbrach, wird sie die sprossende Saat mitgepflegt haben. Denn wo anders konnte ihr Herz schlagen als an der „Mutter aller Kirchen“? Geschichtlich sicher ist also, daß ihre Füße wieder und wieder über das Gelände der Dormitio gingen und sie hier im fortwirkenden Christus weiterlebte. Ob sie freilich hier auch in ihrem Herrn und Sohn entschlief, darf die strenge Geschichtswissenschaft bei dem Fehlen an Zeugnissen in den ersten sechs Jahrhunderten nicht behaupten. Das christliche Gefühl drängt zu einem Ja. Jedenfalls kann an keinem Orte

ihres Todes mit mehr Berechtigung und größerer Innigkeit gedacht werden als hier im Zentrum der christlichen Urgemeinde. Die *Geschichte* auch *dieser Basilika* ist eine Geschichte von Tod und Auferstehung. 1335 konnten die Franziskaner wenigstens den Abendmahlsaal wieder aufbauen, sie gaben ihm seine heutige Gestalt. Immer unsicherer wurde ihr Besitz und Leben auf dem Sion, 1524 verwandelten die Moslims den Abendmahlsaal in eine Moschee. Die Überlieferungen erloschen aber nicht. Immer noch verneigten sich die einheimischen Christen an der Stelle, wo einst die Nordwestecke der Basilika war, vor Maria, die von hier ging, um die Königin des Himmels zu werden. Versuche, dieses brach liegende Grundstück ihrer Todesstätte zu erwerben, scheiterten an dem Widerstand der muhammedanischen Behörden. Da ließ die Orientreise Wilhelms II. die Hoffnungen der deutschen Katholiken aufleben und noch höher schwellen. Denn man traute Wilhelm II. soviel Einfluß beim Sultan Abdul Hamid zu, um das ganze Terrain der alten Sionskirche mit Einschluß des Abendmahlsaals zu erwerben. Doch selbst der Sultan fürchtete sich vor dem Aufruhr im Islam. Aber wenigstens erstickte er die Widerstände gegen den Erwerb des Grundstücks von Mariens Heimgang dadurch, daß er persönlich es bezahlte und dann an Wilhelm II. wieder verkaufte. Groß war die Freude der deutschen Katholiken, ebenso groß aber auch ihr Wille, ein würdiges Heiligtum zu bauen. 1900 legte man den ersten Grundstein, 1906 konnten die ersten Beuroner Mönche in das fertige Kloster einziehen, 1910 war die Einweihung der Kirche. Nach dem ersten Weltkrieg schien die Liebe und Opferfreudigkeit der deutschen Katholiken für den Sion umsonst gebrannt zu haben; denn belgische Benediktiner hielten Kirche und Kloster besetzt. Papst Benedikt XV. mußte seine ganze Autorität aufbieten, daß die Deutschen wieder einziehen konnten. Dann ging die Entwicklung erneut mit schnellen Schritten aufwärts. Prior Maurus Kaufmann erhielt, nachdem seit den Kreuzfahrern die kirchlichen Würden auf dem Sion ausgestorben waren, am Christkönigsfest 1926 als erster wieder die Abtsweihe. An den Festtagen, wenn alle vier

Glocken macht- und klangvoll die Glaubensgeheimnisse des Sion über die heilige Stadt läuten, erinnert sich aber der Deutsche auch daran, daß nach dem Erlöser und seiner Mutter die dritte und vierte dieser Glocken seinen Heiligen, Bonifatius und Elisabeth, geweiht sind. Auf der Bonifatiusglocke ist eingegossen:

Sankt Bonifatius genannt,
Preis ich im heil'gen Land
Mit jedem Klang aufs neue
Der Deutschen Glaubenstreue.

Die Elisabethglocke trägt die Inschrift:

Ich heiß' Elisabeth;
Daß Liebe nie vergeht
Für Not und Plag,
Bezeug mein Schlag.

Vom Sion ging das Feuer aus, das den Glauben und die Liebe dieser Heiligen entzündete. Mögen sie durch ihre Fürbitte immer gleiches Leben in Deutschland wecken!

Die *Borromäerinnen* kamen von ihrem Mutterhaus in Trebnitz (Schlesien) 1884 nach Ägypten. Schon zwei Jahre später erwarben sie in Jerusalem ein Haus auf der deutschen Kolonie der Templer, die wegen ihrer abweichenden Lehren mit der evangelischen Landeskirche Württembergs zerfielen, 1866 nach Palästina auswanderten, nach und nach acht blühende Kolonien gründeten, die vor diesem Kriege zusammen rund 2000 Seelen zählten. Die erste Niederlassung der Borromäerinnen in Jerusalem war mit einer solchen Wachstumsenergie geladen, daß die Kongregation vor dem ersten Weltkriege sich bis nach Syrien ausbreitete, wo dann Frankreich als Mandatsmacht nur das Krankenhaus in Beyrouth bestehen ließ.

Schon 1888 finden wir die Borromäerinnen in *Haifa*. Ihr Haus in der deutschen Kolonie wurde 1895 das deutsche *Hospiz*. Zahllose Pilger Deutschlands gingen vor 1914 durch dieses Haus, oft konnten seine Zimmer nicht alle die Gäste fassen, die Schwestern schliefen dann auf dem Dachboden. Diese Glanzzeit Deutsch-

lands verkörperte sich am sichtbarsten in der Orientreise Wilhelms II. im Jahre 1898. In Haifa umwehte gluthetßer Schirokko-wind die hohen Gäste, ihre Wagen waren in einer dichten Wolke von Wüstenstaub wie vernebelt. Im Hospiz begrüßten arabische Kinder den Kaiser in deutscher Sprache, lange schaute sein Auge sinnend von der Terrasse auf die edle, grüne Berglinie des Karmel . . . Kaum saßen die Schwestern in ihrem Haus, als schon arabische Eltern sie baten, ihre Kinder in Erziehung und Unterricht zu nehmen. Aus den unregelmäßigen Anfängen erwuchs schnell eine *arabisch-deutsche Mädchenschule*, die im Garten ein eigenes Gebäude bezog. Viele arme und ärmste Kinder wurden von klein auf im Hause großgezogen, die Schwestern wurden ihnen Vater und Mutter . . . 1898 gründeten die Schwestern ein *Krankenhaus*. Der erste Kranke war ein Arbeiter, der beim Bau der Landungsbrücke, die eigens für den Besuch des deutschen Kaisers geschlagen wurde, sich schwer verletzte, er starb einige Tage später. Armselig waren die ersten Anfänge, aber jedes Jahr war ein Schritt aufwärts. Das Vertrauen auch der Einheimischen zu den Schwestern setzte immer größere Jahresringe an. Auch als zwischen den zwei Weltkriegen große Krankenhäuser mit den modernsten Einrichtungen in Haifa entstanden, pochte das Leid der Erde weiter an das deutsche. Ein Hospital ist eben kein Hotel, der empfindliche Kranke trifft seine Wahl mehr nach Vertrauen zu Arzt und Schwestern . . . Ursprünglich sollte auch das dritte Haus „*Eliasruh*“ auf dem Karmel den Kranken dienen. 1902 waren die ersten drei Zimmer fertig. Sie waren bestimmt als die Isolierstationen des Krankenhauses unten. Bei der schauderhaften Vernachlässigung der einfachsten Sanitätsregeln waren die Infektionskrankheiten damals sehr häufig in Haifa, der Fatalismus der Orientalen betrachtete sie fast als eine so regelmäßige Naturerscheinung wie den Wechsel von Sommer und Winter. Die Entwicklung zog freilich die Linien anders, als ursprünglich geplant. Eliasruh wurde mehr und mehr ein Hospiz, die Kapelle der Schwestern die Kirche für die zerstreuten Katholiken, die diesen Teil des Karmel bewohnen. Ringsum herrscht jetzt das

Judentum, die wenigen Araber schickten darum gern ihre Kinder in die Schule der Schwestern.

Als die *Engländer* 1917/18 Palästina besetzten, ließen sie das karitativ-soziale Wirken der Schwestern ungestört weiter pulsieren. In Haifa stellte z. B. ihr Oberkommandierender, General Allenby, gleich nach dem Einmarsch Posten vor das Hospital, um jeden Übergriff in der Wut der ersten Tage zu verhindern. In das Hospiz zogen englische Beamte und Offiziere ein. Bald umschlang sie und Schwestern ein Band der Hochachtung und Sympathie, seitdem bildeten die Engländer bis zu ihrem Abzug aus Palästina 1948 das wirtschaftliche Rückgrat der Schwesternhospize.

Die *Borromäerinnen* verlegten das *Mutterhaus* ihrer Orientprovinz von Alexandrien nach *Jerusalem*. Da nach 1918 der Verein sein Paulushospiz der englischen Regierung zur Miete überließ, bauten sie einen Teil dieses Mutterhauses auf der deutschen Kolonie für Gäste aus. Jedoch nur wenige Pilger kamen noch aus Deutschland, englische Offiziere und Beamte füllten darum die Zimmer wie in Haifa. Auch hier bauten die Schwestern im Garten eine Schule für arabische Mädchen. Als Lehrerinnen wirken sie an der Schmidtschule des Vereins in Jerusalem. Ihre Polyklinik im Mutterhaus ist überlaufen von arabischen Kranken. Oft kommen sie aus abgelegenen Dörfern, das Vertrauen, bei den deutschen Schwestern und ihrem Arzt Hilfe zu finden, läßt sie die Mühsal des Weges vergessen. So haben die Borromäerinnen in 60 Jahren viel Geknicktes wieder aufgerichtet, manche Wunde gewaschen, allen Liebe und Barmherzigkeit erwiesen. Weltmächte stürzen ein, andere treten mit neuen Verheißungen an ihre Stelle. Aber unverändert fließt bei allem Wechsel das Menschenleid weiter und ruft nach Händen, die so lind wie eine Heilandshand sind. Möge es den Borromäerinnen vergönnt sein, nach dem blutigen Wirrwarr dieser Jahre weiter im Lande Christi in seinem Geiste leben und wirken zu dürfen!

2. IN UND NACH DEM KRIEGE

Die Wogen des Hasses, die ein Krieg aufwirft, ebten schnell in Palästina nach 1918 ab. Alle jene Deutschen, die beim Überrennen des Landes erst interniert, dann evakuiert wurden, durften zurückkehren. *Engländer und Deutsche* fühlten sich damals in dem Völkergemisch Palästinas von einander angezogen. Die Engländer rühmten die deutschen landwirtschaftlichen Kolonien der Templer und Protestanten als Vorbild, sie kauften viel in deutschen Geschäften, wohnten gerne bei den Borromäerinnen, gingen aber nicht in die Hospize der anderen Nationen. Das Jahr 1933 drehte auch hier die Uhr rückwärts. Die Großväter der Templer hatten eine eigene, aber tiefe Religiosität, an keinem ihrer Häuser fehlte ein kräftiger Bibelspruch. Als sie sich zu stark laisierten — sie verwarfen alle Sakramente —, kehrte eine Minderheit in die evangelische Landeskirche zurück. Die Enkel der Templer verloren den starken Glauben der Väter, bekannten sich aber weiter zur Sittenlehre des Christentums. Darum stießen die Nazis mit ihrem „praktischen Christentum“ auf verwandte Anschauungen; die Rassenlehre und der Führerkult nahmen den leeren Platz der Glaubenslehre ein. Nur die alten Leute blieben zum Teil mißtrauisch, die jüngeren wurden Schwarmgeister des Dritten Reiches. In den evangelischen Gemeinden Jerusalems, Haifas und ihrer Tochttersiedlung Waldheim waren die seelischen Abwehrkräfte stärker, aber ihre Jugend folgte ebenfalls fast geschlossen den neuen Sternen. Als ich 1936 nach Palästina kam, glaubten die Engländer noch, die Wucht der Tatsachen werde allmählich das stürmische Wüten Hitlers in ein sanftes Säuseln verwandeln. Einige von ihnen schwärmten sogar für ihn; denn sie verwechselten seine herausfordernden Worte und Gebärden mit echter Kraft. Sie alle wollten den Frieden, entweder weil sie zu müde

oder zu weise für einen Krieg waren. Darum begrüßten sie die Politik Chamberlains, das Abkommen von München war für sie ein Fest, der „Friede für unsere Zeit“ schien ihnen gesichert. Um so größer war die stille, aber tiefe Erbitterung, als Hitler sein Wort brach und in Prag einrückte. Nun wußte man, Mars wird bald mit all seinen Schrecken aus der Totenkammer steigen. Auch in Palästina fingen die Engländer an, sich für den kommenden Krieg zu panzern. Mißtrauisch beobachteten sie jetzt auch die Deutschen im Lande, das Verhältnis kühlte sich ab. Unverändert blieb ihre Sympathie für die Schwestern, die, das sahen sie mit eigenen Augen, nur für Gott und die Mitmenschen lebten, ohne Raum für Haß- und Kampfgesänge in der Seele. Der Horizont verdüsterte sich immer mehr. Ich lebte damals im Hospiz Eliasruh auf dem Karmel, nur englische Beamte und Offiziere waren die Gäste, u. a. der District Commissioner (Regierungspräsident) von Galiläa. Bei der gewitterschwülen Stimmung hielten wir es darum für geraten, sie über den Inhalt eines Festes zu unterrichten, das die Deutschen aus Stadt und Land am 6. August 1939 im Garten des Hospizes feierten. Es galt, Abschied zu nehmen von der Oberin und dem Arzt des Hospitals in Haifa, die beide viele Jahre Leid und Freud der deutschen Familien mitgetragen hatten und nun wegen Alters sich von der schweren Last zurückzogen. Unten in Haifa brütet im Sommer stickige Hitze, dagegen umspielt der Westwind vom Meere wie ein mutwilliger Knabe die Höhen des Karmel, darum war diese Dankesstunde in unserm Garten. An diesem Tag ahnten wir alle nicht, daß diese starken deutschen Gemeinden sich zum letzten Male mit ihrem Konsul an der Spitze zu einer stolzen Feier versammelten. Nun sind sie in Palästina zerschlagen, ja völlig ausgelöscht.

Der *Krieg* brach herein, Hitler griff Polen an. Noch am 31. August ließen die Engländer ein griechisches Schiff mit waffenfähigen Deutschen abfahren. Die jungen Leute waren siegestrunken. Einer nahm sich nicht einmal die Zeit, richtig Abschied zu nehmen. „Mutter, in vier Wochen sind wir doch wieder zurück,“ rief er wegeilend. Sein Lachen und Übermut verstummten auf den Eis-

feldern Rußlands, dort mußte er Abschied vom Leben nehmen. Wohl die meisten glaubten damals, der Krieg bleibe auf einen Feldzug gegen Polen beschränkt, England werde nicht über drohende Reden im Parlament hinausgehen. Als ich in jenen Tagen einen kranken Templer in unserm Hospital in Haifa besuchte und erwähnte, die Kriegserklärung von England sei nur eine Frage von Stunden, erwiderte er, überlegen lächelnd: „Wissen Sie, Hunde, die bellen, beißen nicht.“ Aber sie bissen dieses Mal doch! Am Sonntag, 3. September, hatte ich den zweiten Gottesdienst beendet und ging in den Garten. Ein englischer Major sieht mich von seinem Zimmer, kommt herunter, drückt mir bewegt die Hand und sagt: „Eben ist uns die Nachricht durchgegeben, daß wir von 11 Uhr ab im Kriegszustand mit Deutschland sind.“ Sinnend schaue ich über das Meer hin, kein Windhauch kräuselt es, die ganze weite Fläche atmet Frieden. Da sehe ich, wie unten die Engländer den Eingang zum inneren Hafen bis auf eine Lücke versperren. Nun werden also tatsächlich bald auch die Wasser Blut trinken. Beim Mittagessen beobachte ich die Gäste, keine Miene im Gesicht, kein lautes, nervöses Wort verrät Unruhe darüber, daß heute ein düsterer Vorhang sich auch vor ihr persönliches Geschick gelegt hat und die Weltgeschichte auch für ihr Reich ein neues Kapitel schreibt. Wieder einmal bewundere ich die Selbstzucht der Engländer. Am Abend bittet mich jemand, ein Glas Whisky mit ihnen zu trinken. „Zwischen uns ist doch kein Krieg“, bemerkt er. Das englische Radio wird angedreht. Ich gebe dann den Inhalt des Berliner Senders wieder, den ich kurz vorher abgehört hatte. „Was sagte heute Radio Berlin?“ war eine ständige Frage der Gäste an mich. So erörterten wir sachlich das blutige und politische Geschehen dieser Wochen.

Anfänglich wurden wir nicht interniert, alle Schwestern wie auch ich blieben frei. Die übrigen deutschen Geistlichen und Brüder internierte man mit zwei andern Ausnahmen im Osterreichischen Hospiz in Jerusalem, die Benediktiner in ihrer Abtei auf dem Sion. Auch in Palästina hatte ich wie in Deutschland das kleinste Kompromiß mit den Nazis abgelehnt, ich nahm z. B. an keiner

Feier teil, deren Patron die Partei war. So hatte ich gar keine Neigung, im Krieg, den ich mit schnellen Schritten kommen sah, mich wegen und für Hitler hinter Stacheldraht internieren zu lassen. Ich traf darum Vorbereitungen, um nach Amerika auszuweichen. Dann erklärte mir ein Engländer vertraulich: „Unsere Pläne für den Fall eines Krieges sind fertig. Ihre offene Ablehnung der Nazis und ihrer Politik ist uns bekannt. Darum werden wir Sie ebensowenig wie die Schwestern internieren.“ Deswegen riß ich die Fäden nach Amerika wieder ab, blieb im Lande, um zu erkennen, daß man seinem Geschick nicht entfliehen kann. Bei Kriegsausbruch gab die Polizei Haifa den Schwestern und mir die Anweisung, das Gelände des Hospizes nur mit ihrer Erlaubnis zu verlassen. Das war lästig. Nach einiger Zeit gestattete man mir persönlich, wieder frei umherzuschweifen. Ich war aber verpflichtet, mich auf der nahen Polizeistation des Karmel vorher ab- und dann wieder anzumelden. Das war eine bloße Formalität, sie beschränkte sich auf verständnisvolles, freundliches Zulächeln. Dann kamen eines Tages die Borromäerinnen aus Nazareth, wo sie ein Haus besitzen, und aus dem Hospiz in Tabgha, dessen Wirtschaft sie führten, zu uns; Galiläa wurde von Deutschen geräumt. Als ich im Dezember an einem Tage zu einem Schwimmbad im Meere nach Haifa herunterstieg, kam ich nirgends durch, an jedem Weg und Fußpfad stand ein Polizist. Ich hörte als Erklärung, daß die deutsche Kolonie geräumt wurde. Bisher hatte man nur alle irgendwie Verdächtigen Haifa in den beiden deutschen Kolonien Waldheim und Bethlehem, halbwegs nach Nazareth gelegen, interniert, nun mußte der Rest folgen. Das war ein ernstes Sturmzeichen. Kurz vor Weihnachten erhielten auch die Schwestern und ich den Befehl, gleich nach dem Fest ins Mutterhaus auf die deutsche Kolonie nach Jerusalem zu gehen. Privatim fragte ich den Engländer, der mir vor Wochen andere Versicherungen gegeben hatte, nach dem Warum. Er zuckte bedauernd die Achsel und erklärte: „Der Befehl, aus der Hafenstadt Haifa alle Deutschen zu entfernen, ging uns direkt von London zu, wir müssen ihn darum ausführen.“ Das Weihnachtsfest verlor so seinen Frie-

den, zu zahlreich waren allein die aufgestörten Gesichter der arabischen Besucher, die Abschied nahmen. Schwestern mit nicht-deutschen Pässen konnten aber die zwei Hospize unten und oben notdürftig weiterführen, das Hospital mußte aber aus Mangel an solchen Kräften seine Türen schließen.

Gehorsam fuhren wir am dritten Weihnachtstag vom Hospiz in *Haiifa nach Jerusalem*. Frauen und Schülerinnen umstanden weinend und klagend unsere Wagen, aber das gehört zum arabischen Abschiedsstil. Wir wählten den Weg durch Galiläa, grüßten die Berge, die wie ein warmes Nest Nazareth einschließen, hatten lange vor uns die edle Linie des Tabor, der wie ein Altar ist, von Gottes Hand selbst gebaut, und bogen dann in das Bergland von Samarien ein. Wir rasteten am Jakobsbrunnen, auf dessen Rand einst der Herr selber saß. In Jerusalem konzentrierten die Engländer alle Deutschen, die sie nicht hinter Stacheldraht sperren. Die im Österreichischen Hospiz internierten Geistlichen und Brüder hatten sie vor dem Weihnachtsfest mit zwei Ausnahmen entlassen, wir alle durften uns während des Tageslichtes frei im Stadtgebiet bewegen. Die Winterwochen waren im Berglande dieses Mal recht ungastlich. Oft peitschten Stürme und kalte Regengüsse durch die Straßen, rissen Bäume um und ließen Dächer von arabischen Häusern einstürzen. Dieses Rütteln und Schütteln warf so viele Apfelsinen auf den Boden, daß jeder sie umsonst auflesen durfte, in den Läden erhielt man zehn Stück für fünf Pfennig. Ungastlich erschien mir auch das Hospiz. Nur wenige Engländer waren mir näher bekannt. Von den übrigen trennte die frostige Scheidewand des Krieges, wir beschränkten uns auf das übliche Gerede, das man Unterhaltung nennt. Das Verhältnis zu nichtdeutschen Freunden in der Stadt wurde durch den Krieg nicht verschüttet, nicht einmal in der leisesten Weise getrübt. So war ich am Morgen des 10. Mai bei einem Franzosen; unser Gespräch streifte auch das Rätselraten über den nächsten Schritt Hitlers, ohne zu ahnen, daß gerade in diesen Stunden die deutsche Armee in Holland, Belgien und Luxemburg einrückte. Auf dem Heimweg erfuhr ich die Neuig-

keit durch einen mir seit längerer Zeit befreundeten Engländer. Die eigene Kraft unterschätzend, die Hitlers überschätzend, fuhr er kaltblütig fort: „In der nächsten Woche ist Hitler in Frankreich, in zwei Wochen in England.“ Auch die Engländer ergriff nun Fieber- und Panikstimmung, nur mühsam verdeckt durch die Maske des Gleichmuts. Trotzdem gab mir ihre Polizei die Erlaubnis, an einem archäologischen, internationalen Ausflug teilzunehmen, der durch das Jordantal aufwärts bis hoch in den Norden Galiläas ging. Zum letzten Male flatterte ich für lange Zeit frei mit meinen Flügeln, bald aber saß ich fest im Käfig. Als ich nach Jerusalem zurückkehrte, räumten die Engländer gerade die deutsche Kolonie, nach der Erfahrung in Haifa war diese Wolke auch für uns mit einem Blitz geladen. Er fuhr auch schnell nieder, alle deutschen Geistlichen und Ordensbrüder erhielten den Befehl, am 28. Mai sich zur Internierung im Österreichischen Hospiz einzufinden, ausgenommen blieben allein der Weihbischof und der Abt auf dem Sion. Den Schwestern drohte ein ähnliches Geschick. Aber ihre vielen englischen Freunde kämpften erbittert für sie und erreichten auch von ihrem Militär ein originelles Kompromiß. Das Mutterhaus der Schwestern wurde zum Internierungslager erklärt. Die englischen Gäste blieben aber auch alle in diesem Camp und trafen sich weiter mit den Schwestern im Garten, Zimmer und Speiseraum. Vor dem Hause stand ein Posten, um zu verhindern, daß Schwestern mutwillig ausbrachen, so konnte auch niemand an dem Ernst dieses Internierungslagers zweifeln. Eine arabische Schwester erhielt aber die Erlaubnis, nach Belieben die Geschäfte in der Stadt zu besorgen.

Unser *Internierungslager, das Österreichische Hospiz*, liegt in der engen Altstadt, der dritten Station des Kreuzwegs gegenüber. Seine weiten und einladenden Räume spiegeln den Glanz der versunkenen Donaumonarchie mit ihrer vielköpfigen Völkerfamilie wieder. Die Fenster meines Zimmers richteten den Blick auf die Kuppel der nahen Grabeskirche, für immer sehe ich ihr Bild bis heute so, wie es sich damals meinem Gedächtnis

einprägte. Gerne gingen wir auf der Terrasse des Daches auf und ab. Unten führt die Straße zum nahen Damaskustor vorbei, sie ließ ein Stück ihres bunten Lebens an unsern Augen vorbeifluten. In die zahlreichen Kaffeehäuser dieser belebten Straße drängten sich die Araber, um dem Radio zu lauschen; in einem plärrte ein Lautsprecher die Nachrichten bis in die Häuser hinein. Die Araber jubelten über den raschen Siegeslauf der deutschen Armee bis nach Frankreich hinein, aus Haß gegen den Zionismus kämpfte fast jeder von ihnen im Herzen gegen England mit. Auf der Terrasse waren wir zu sichtbare Objekte ihres Mitleids und Sympathie, die vielleicht sich eines Tages offen zeigen konnte. Jedenfalls wurde die Polizei besorgt und verbot uns schon nach wenigen Tagen den Aufenthalt auf ihr. Als dann Frankreich ganz zusammenbrach und die Italiener in die Siegesbeute hineinmarschierten, hielten fast alle den Krieg für entschieden. Jeden Tag erwartete man einen großen Luftangriff mit Landung in England. Dieser Siegesjubel riß mich nicht mit, schon weil ich durch zahlreiche Berührungen mit Engländern ihren Charakter besser einschätzen konnte. Vor allem hatte ich durch zweimaligen Besuch von USA das furchtbare Kriegspotential der Staaten mit eigenen Augen gesehen, wußte, wie sehr sie den Nazismus verabscheuten und daß sie nicht das Auslösen der angelsächsischen Weltmacht durch Hitler dulden würden. Als man darum einmal beim Mittagessen an einem kleineren deutschen Luftangriff über England sich begeisterte, bemerkte ich skeptisch: „Vergessen Sie nicht, daß eines Tages tausend amerikanische Flugzeuge über Deutschland ihre Bomben abwerfen.“ Etwas überheblich antwortete mein Gegenüber: „Umso mehr können wir dann abschießen.“ Er hatte den Beifall, aber nicht die Wahrheit auf seiner Seite. Bei dieser überhitzten Stimmung freute ich mich immer, wenn ein Polizist mich nach unten zu einem englischen Besucher holte; denn ihre Kühle und Sachlichkeit berührte verwandte Saiten meines westfälischen Charakters. Die Lage für sie war auch in Palästina ernster, als meine Mitinternierten wußten und wissen durften.

Denn sollte Italien in den Krieg eintreten, so rechneten sie nach ihren Plänen damit, daß im wesentlichen Frankreich von Tunis her die italienischen Truppen in Lybien binden würde, darum hatten sie selbst nur sehr dünne Streitkräfte in Ägypten. Nun schied das französische Heer in Nordafrika aus, es schloß sich der Regierung von Vichy an. Die Engländer warfen zwar eiligst Truppen nach Ägypten, aber sie verlebten angstvolle Wochen. Die Italiener verpaßten diese Gelegenheit, Ägypten und Palästina zu überrennen, sie beschränkten sich auf kriegerische Reden und Gesten. Darum war ich nicht überrascht, als wir Ende Juni das Österreichische Hospiz räumen mußten, weil Frauen und Kinder von englischen Beamten und Offizieren aus Ägypten einzogen, die man so vor dem befürchteten italienischen Angriff schützen wollte.

Unser *neues Camp* war das *Kloster Flagellatio* (Geißelung) der Franziskaner, nur durch die schmale Straße getrennt von der nördlichen Erhebung des Tempelplatzes, auf der in den Tagen des Heilandes die Burg Antonia stand, die nach der herrschenden Annahme dem Pilatus in den Ostertagen als seine Residenz diente und darum heute die erste Station des Kreuzwegs bildet. Im Hofe der Burg war unter dieser Voraussetzung Geißelung und Dornenkrönung des Heilandes, auf diesem Gelände stehen Kloster und Kirche der Franziskaner. Sie hatten das Kloster sehr geräumig gebaut für Patres des Ordens aus der ganzen Welt, die in Palästina eine Verbreiterung und Vertiefung der Bibelkenntnis suchten. Nun nahm es uns Internierte auf, die wir jetzt durch dreißig Italiener auf rund neunzig angewachsen waren. Mein Zimmer lag hoch oben, hineinnickte ein Minarett, das gerade gegenüber der Straße an der Ecke des Tempelplatzes stand. So schallte jeden Tag die singende Stimme des Gebetsrufers zu mir hinein und verkündete, daß Muhammed der Prophet Gottes sei. Das war mein Wecker in den Sommermonaten; denn die erste Aufforderung zum Gebet ergeht beim Sonnenaufgang. Der Blick durch das Fenster umfaßte ein weihesvolles Stück der Heilsgeschichte, noch eindrucksvoller war er von der

Terrasse, da er auch das Panorama des Ölbergs mit in sich aufnahm. In dem engen Gewirr der Altstadt fehlte dem Kloster ein Garten, das Auf- und Abgehen auf der Terrasse des Daches mußte den Spaziergang ersetzen. Das zerrte natürlich an den Nerven, noch mehr die Verurteilung zum müßigen Hindämmern, da nur wenigen die Flucht in Bücher möglich war. Nur mit starken Gegengewichten in der Seele ist der Druck eines Internierungslagers zu ertragen. Auch bei uns wurden manche auf dieser Waage zu leicht befunden, einige wenige übergab man sogar wegen geistiger Störungen Spezialärzten zur Behandlung. Andere verloren jedes ruhige und besonnene Urteil. Ein Radio war uns nicht bewilligt, wir durften aber die Tageszeitungen lesen, die natürlich vorzensiert waren und darum mit Recht auf Mißtrauen stießen. Das Schlagwort von einigen war: „Man muß hinter den Zeilen lesen können.“ Sie entwickelten darin einen solchen Spürsinn, daß sie auch eine Niederlage Deutschlands in einen glänzenden Sieg umexegierten. Alle diese und andere Banalitäten und Schwachheiten vergaß man, wenn bei unsern gemeinschaftlichen Gottesdiensten die deutschen Lieder machtvoll emporstiegen und die Prediger uns oft daran erinnerten, daß an der Stätte der Geißelung Christi niemand das kleine Kreuz der Internierung mit Murren tragen dürfe. Innige und schwermütige deutsche Volkslieder erklangen oft in den Abendstunden über die Flure, dazwischen frische Soldatenlieder. Doch dämpfte die allzu laute Siegesstimmung allmählich etwas ab.

Tage, Wochen und Monate verrannen in *ermüdender Monotonie* wie einförmige Regentropfen, ohne Wechsel im persönlichen Leben oder entscheidende Wendungen im Kriege. Dann aber schien Frühjahr 1941 der deutsche Vorstoß ins Mittelmeer die Tür unseres Gefängnisses aufzustoßen. Im Mai wurde Kreta in einem überraschenden Handstreich genommen; ungefähr gleichzeitig landeten deutsche Flugzeuge in Syrien und Irak. Die müde und verdrossene Stimmung im Hause war weggefegt, umso aufgeregter waren die Juden im Lande, sie fanden keinen Weg

zur Flucht vor Hitlers Gestapo mehr offen. Dann zerrannen Hoffnung und Furcht, als im Juni Hitler in Übermut und Verblendung die deutsche Armee in die riesigen Weiten Rußlands einmarschieren ließ. In den ersten Wochen war Fiebertemperatur im Hause, man riß sich um die Zeitung, erwartete jeden Tag den Rückzug des russischen Bären nach Sibirien. Dann, so nahm man an, mußte auch der Riegel, mit dem bisher die Türkei den Orient verschloß, abfliegen. Aber es kamen wieder ungewisse Wochen. Nur selten wurde das Gleichmaß der Tage unterbrochen, am stärksten durch den Ausbruch von zwei deutschen Gefangenen. Unsere ursprüngliche Einheit schwand immer mehr, allmählich waren wir gemischt mit Vertretern verschiedener Nationalität und Konfession. Eines Tages räumte man im ersten Stockwerk die Zimmer an einem Flurende, sicherte die Fenster durch eine starke Vergitterung und schloß diesen Teil nach dem Gange hin durch eine Tür ab. Der Polizeipräsident erschien selbst, um dieses Spezialgefängnis zu inspizieren. Unsere Neugierde stieg. Dann brachte man unter starker Bedeckung drei junge Deutsche mit sympathischen Gesichtern. Vor der Tür auf dem Gang saß immer ein Polizist, öfters ging er hinein, um einen Blick auf die Gefangenen zu werfen. Man hielt sie streng abgesondert, z. B. war die Terrasse für uns gesperrt, wenn ein Polizist sie dort spazieren führte. Wir erfuhren nie ihre Namen, auch nicht, warum sie so fest eingeschnürt wurden. Dann bebte eines Tages das Haus vor Gelächter, weil zwei entkommen waren. Der Polizist hatte sie zuletzt gesehen, als er ihnen das Mittagessen hereinreichte. Der dritte schlug dann zuweilen eine Zimmertür zu, führte eine laute Unterhaltung mit sich, nahm auch noch mit höflicher Geste dem Polizisten den Nachmittagstee an der Türe für seine Kameraden mit aus der Hand. Als der Polizist dann seine Zimmerrunde machte, fand er nur noch diesen vor, der ihn freundlich angrinste und bedauernd die Achsel zuckte. Die beiden andern hatten, als die Mittagshitze sogar die Lebensgeister eines Polizisten lähmte, die Gitterstäbe mit einer Feile durchsägt, waren vom ersten Stock — das Wie haben wir

nie erfahren — in den Hinterhof gekommen, kletterten dann über das Gitter, das in scharfe, gebogene Spitzen ausläuft — auch hier konnten wir das Wie nicht begreifen — auf die Straße, wo die winkelige Altstadt sie verschlang. Der gute, schläfrige Polizist wurde fristlos entlassen, uns beschnitt man die, ach, so kurzen Flügel der Freiheit für eine Zeit noch mehr, da auf uns der schwarze Verdacht lastete, die Feile eingeschmuggelt zu haben. Von der Polizei hörten wir später, daß die beiden Entflohenen ihr aus Syrien eine ironische Karte sandten, auf der sie sich für die bewiesene Aufmerksamkeit bedankten. — Ein anderer elektrischer Schlag durchbrach in dieser Zeit den allzu gleichförmigen Schritt unserer Tage. Die Engländer beschlossen, die waffenfähigen Deutschen, überhaupt alle, die ihnen irgendwie verdächtig waren, nach Australien zu deportieren. Sie mußten in den ersten Kriegsjahren dauernd mit einem Überrennen Palästinas von Norden oder Süden her rechnen. Mit andern Deutschen, die in unserm Kloster zusammengezogen wurden, marschierten auch einige aus unserm Camp am letzten Julitag 1941 ab.

Dann drehte sich mein Lebensrad wieder mehr der Sonnenseite zu. In Galiläa waren zwei deutsche landwirtschaftliche Kolonien, *Waldheim*, von evangelischen Siedlern, und zwei Kilometer von ihm entfernt, *Bethlehem*, von Templern gegründet. Waldheim war Neuland, „Bethlehem in Galiläa“, wie es zum Unterschied von dem Geburtsort des Heilandes in Judäa genannt wird, stand dagegen auf dem Boden einer israelitischen Stadt, die nach den archäologischen Funden bis in die Neuzeit ununterbrochen bewohnt war. Beide Dörfer dienten nun als Internierungslager, Häuser und Ställe lagen innerhalb des Stacheldrahtes, die Felder außerhalb. Der Abtransport nach Australien hatte neben Kindern fast nur ältere Leute zurückgelassen, auf ihre Bitten erklärten sich die Bõrrömäerinnen bereit zur Krankenpflege. Die Schwestern baten nun, mich nach dort zu überweisen, ein Wunsch doppelt berechtigt, weil in den beiden Camps etwa dreißig Katholiken waren, z. B. drei Familien, von der

Insel Malta nach hierhin überführt. Ende August brachte mich ein Polizeiwagen nach Bethlehem. Unvergeßlich die Fahrt trotz der wohlbekanntem Straßen, aber das Auge, das sich in fünfzehn Monaten müde gesehen hatte an den immer gleichen Bildern, trank die offene Welt in sich hinein, ähnlich wie ein Schwerkranker nach der Genesung auf seinem ersten Gang die ihm seit der Jugend vertraute Umwelt neu entdeckt. Als dann in Bethlehem vor Morgengrauen mich das Krähen eines Hahnes und das Brüllen einer Kuh weckte, durchströmte mich ein starkes Glücksgefühl. Ich erkannte, daß doch auch die Tiere, uns in normalen Zeiten nicht bewußt, zum gesunden Daseinsgefühl des Menschen gehören. Es war ein Sonntag. Gleich nach meiner Ankunft am Abend vorher hatten wir die Katholiken in Waldheim telephonisch zum Gottesdienst eingeladen, sie kamen in Begleitung eines Polizisten. Die Schwestern hatten das erste Stockwerk eines Hauses für den Krankendienst hergerichtet, jeden Morgen stellten sie nun hier auf den Flur einen Notaltar auf, immer von ihren geschickten Händen würdig mit Blumen geschmückt. Für diesen Raum wäre selbst das Wort „Notkirche“ noch zu hochtrabend gewesen. Aber er war geweiht durch das Leid von Menschen, vom Kriegssturm nach hier gewirbelt, die nun gerade deswegen verstanden, daß in der heiligen Messe der Christus am Kreuze gegenwärtig ist. Eine solche Gemeinschaft macht aus jedem Winkel eine unsichtbare Kathedrale. Nach dem Frühstück war ich nun wirklich wie ein Pferd, das zu lange im Stalle stand und dazu noch mit Hafer überfüttert wurde. Ich rannte um den Weg von zwei Kilometer Länge, der am rechteckigen Stacheldraht durch sanft wandelnde Spaziergänger ausgetreten war, einige Male sogar, so ausgehungert war der Körper nach Luft und Bewegung. Das wiederholte sich nun öfters, wenn auch nicht mehr in dem stürmischen Tempo des ersten Morgens. Bei der Jugend erhielt ich schnell den Spitznamen „Marathonläufer“, die Polizei, die im ehemaligen Schulhaus residierte, wettete gern, wie viele Minuten und Sekunden der Umlauf von zwei Kilometern dieses Mal dauern würde; so half ich

ihr, gähnende Langeweile auszufüllen. Nun sah ich jeden Tag wieder die grüne Berglinie des Karmel, der mir in vielen Jahren ein lieber Daseinsgefährte gewesen war; von Osten her grüßten, nur zehn Kilometer entfernt, Nazareths Höhen herüber, die aber die Stadt selbst vor dem neugierigen Blick verbergen. Dann wurde der Jugend zuweilen ein längerer Spaziergang erlaubt. Ein Erwachsener sollte mit der Polizei gemeinsam die Verantwortung tragen, daß diese Fahrten ins Blaue auch wieder in den Stacheldraht einmündeten. Die Jugend wählte für diese Aufgabe den Marathonläufer. Gerne gingen wir auf die westlichen Höhen, um Blick und Gedanken von der endlosen Fläche des Meeres in weite Fernen führen zu lassen. Die Polizisten trotteten mit dem Gewehr auf der Schulter gutmütig hinterher. Einmal verloren wir sie bei einem etwas stürmischen Auf und Ab im welligen Gelände. Aber pflichtbewußt suchten wir sie und lieferten sie getreu im Camp wieder ab.

Die Nazis hatten sehr bald nach 1933 an die Schulen von Deutschland aus tüchtige Lehrer geschickt, die aber zugleich zu den Gläubigsten der Gläubigen gehörten. So öffnete die Jugend der neuen Saat willig ihre Seelen. Dazu trat der Einfluß des Elternhauses. Als ich z. B. einmal zum Essen in einer Familie war, lehnte ein Kind, das noch nicht schulpflichtig war, ein Gericht ab. Vorwurfsvoll sagte die Mutter: „Auch der Führer ißt so etwas,“ und sofort war der Eigensinn gebrochen. An der Schule in Bethlehem gab ich einige Stunden. Gegen Ende Januar bemerkten die Schüler triumphierend: „Also, die nächste Stunde fällt aus.“ Erstaunt fragte ich: „Warum denn?“ Fassungslos über so viel Unkenntnis belehrten sie mich dann: „Aber, es ist doch der Tag der Machtergreifung.“ Ich war so wenig im nationalsozialistischen Fest- und Heiligenkalender bewandert, daß erst durch diesen Vorfall der 30. Januar sich fest meinem Gedächtnis einprägte. Der Geburtstag Hitlers am 20. April war natürlich erst recht ein Fest für jung und alt; die Schule fiel aus, die Frauen feierten hinter Kaffee und Kuchen, die Männer steigerten auf andere Weise ihre frohen Gefühle. Ich selbst stand

abseits, ich war mehr in der Stimmung eines Buß- und Bettages. Man hielt mich für einen hoffnungslos Verblendeten, unfähig, das Licht des tausendjährigen Reiches zu sehen. Doch hatten wir nie politische Zänkereien, auch Diskussionen waren selten, meistens vermieden wir es gegenseitig, das heiße Eisen des Nazismus im Gespräche zu berühren. Ich hatte Achtung vor ihrem politischen Credo, weil sie es mit Überzeugung nachbeteten; keiner gehörte zu der zahllosen Schar der Charakterlosen in Deutschland, die nur wegen irgendwelcher Vorteile die Begeisterung mimten. Die Templer hatten den Glauben des Christentums verloren, nur die Grundlinien seiner Sittenlehre beibehalten. Wenn aber die himmlischen Altäre gestürzt werden, baut das menschliche Bedürfnis nach Hingabe einem oft, ach, so zweifelhaften Heros einen irdischen. Darum blieb in dem benachbarten evangelischen Waldheim durch den christlichen Glauben eine etwas größere Zahl vor den Verirrungen des Führerkults bewahrt; gern ging ich — natürlich immer im Schatten eines Polizisten — nach dort in einige Familien, in denen eine offene Aussprache über Religion, Politik und Krieg ein verwandtes Echo fand. Aber ich denke doch auch gern an die Templer in Bethlehem zurück. Sie waren grundehrliche und hilfsbereite Schwaben, voll zähen Arbeitwillens, den erst der Tod brechen konnte. Der Krieg riß ihnen die besten Kräfte aus der Familie heraus, aber sie hielten trotzdem alle Betriebe aufrecht. Die Viehwirtschaft besorgten sie selbst, auf die Äcker jenseits des Stacheldrahtes gingen arabische Arbeiter, die jeden Morgen erschienen, um sich ihre Instruktionen zu holen. Darum haben sie eigentlich nicht den Untergang verdient, in den sie durch ihren zu treuen und vertrauensvollen Anschluß an Hitler gerissen wurden.

Die Hitze des langen Sommers 1942, im Bergland Galiläas durchaus erträglich, war vorüber, durchschnittlich maß ich um die Mittagszeit 35 Grad Celsius im Schatten. Im Oktober verjüngte ein früher und starker Regen die Natur und spannte über uns einen tiefblauen, reinen Himmel. An einem solchen Feentag öffnete Anfang November der Polizist achtungsvoll das

Tor und ließ das Auto des neuen *Apostolischen Delegaten*, *Bischof Hughes*, einfahren. Er war von Geburt Anglikaner, von Beruf Journalist. Dann wurde er Katholik und Priester. Nun hatte der Papst ihn zu seinem Delegaten für Ägypten und Palästina ernannt, weil er hoffte, durch den Mund eines Engländers willigere Ohren für seine Wünsche zu finden. Bei seinem Besuch erklärte mir der Delegat, der Papst habe ihn in Rom beauftragt, auch für die Freilassung der internierten Geistlichen zu arbeiten. Für mich, so fuhr er fort, habe er bereits ein Gesuch eingereicht, da schon bei seinen Antrittsbesuchen in Kairo und dann wieder in Jerusalem Engländer ihn gebeten hätten, für mich einzutreten, da ich zu Unrecht vom Militär interniert sei. Die Botschaft hörte ich mit Freuden, doch fehlte mir der Glaube an die Bürokratie. Zum mindesten nahm ich an, daß einige Monate vergehen würden, bis das Gesuch nach einem langsamen Kreislauf des Prüfens und Überprüfens, durch die verschiedensten Unterschriften geheiligt, schließlich genehmigt würde. Darum lebte ich weiter für den Tag. Aber es kam anders. Schon Ende des Monats rüttelte mich ein Polizist in der Mitfreude seines Herzens, lärmend und sich entschuldigend, aus dem Mittagschlaf auf, um mir auf der Stelle mitzuteilen, daß gerade der Polizeipräsident von Jerusalem telephonisch meine sofortige Freilassung angeordnet habe. Ich bat, ihm telephonisch meinen Dank auszusprechen, aber auch zugleich meinen Wunsch, noch in Bethlehem zu bleiben, bis ein anderer Geistlicher mich ablöste. Doch es kam die kategorische Rückantwort, bis spätestens den 1. Dezember um 12 Uhr mich beim Polizeipräsidenten persönlich zu melden, um von ihm nähere Instruktionen zu erhalten.

Die *Internierung* war also *zu Ende*, unser aller Traum für mich Wirklichkeit geworden. Nun wurde es mir doch nicht leicht, die vielen Bande, die mich durch fünfzehn Monate mit Menschen und Natur verbunden hatten, jäh abzureißen. Ich blieb buchstäblich bis zur letzten Minute, aber am Morgen des 1. Dezember fuhr ich ab. In Haifa machte ich Halt, um die wenigen, nichtdeutschen Borromäerinnen im Hospiz zu begrüßen, das auch

im Kriege bis in den letzten Winkel mit Engländern besetzt war. Ich traf dann zwei ehemalige arabische Schülerinnen, eine in der Kriegszeit verheiratet, die andere nahe vor diesem Geschick. Eine sagte mir mit arabischer Höflichkeit: „Noch heute nacht habe ich von Ihnen geträumt.“ Das war so nett gelogen, daß ich die beiden einlud, mich nach Jerusalem herauf zu begleiten, da ich ohnehin dem Auto die Rückfahrt nach Haifa bezahlen mußte. So ging es denn durch die Küstenebene hinauf in das Bergland nach *Jerusalem*, nicht mehr beschattet von Polizisten, sondern unter dem fröhlichen Geplapper einer jungen Frau und Braut. Pünktlich ließ ich mich einige Minuten vor 12 bei dem Polizeipräsidenten anmelden, der als Oberhaupt so vieler Polizisten die ganze Strenge des Gesetzes in seinem Gesichte auszudrücken versuchte. Ernst und gemessen erklärte er mir einige Beschränkungen meiner Freiheit, Haifa durfte ich z. B. nicht betreten, auch nicht zu den Schwestern ins Mutterhaus gehen, da dieses Hospiz noch ein Internierungscamp sei. Aber sofort stimmte er meinem Vorschlag zu, vorläufig in der Abtei auf dem Sion Wohnung zu nehmen. Der Abt nahm mich gerne auf, die Gastfreundschaft ist ja seit den Tagen des heiligen Benedikt eine der schönsten Zierden seines Ordens. Alle Benediktiner mit deutschen Pässen waren interniert, darum reichte die Zahl in der Abtei kaum aus für den feierlichen Gottesdienst. Am ersten Nachmittag schlenderte ich durch das belebteste Gewühl der Neustadt und machte meine ersten Gehversuche über belebte Straßenkreuzungen. Sah ich einen Polizisten, so wurde ich etwas unruhig, ich konnte nun die Gefühle eines entwichenen Gefangenen nachempfinden. Ich kehrte in das jüdische Café Europa ein, in dem ich Stammgast gewesen war, weil dort einige Dutzend internationaler Zeitungen und Zeitschriften auflagen. Für kurze Zeit legte ich den Betrieb lahm, weil die alten Kellner auf mich zukamen, um sich nach den Gründen meines langen, rätselhaften Verschwindens zu erkundigen. Als ich ihnen mein Geschick erzählte, sagte einer ehrlich und treu: „Warum haben Sie sich nicht auf uns als Zeugen berufen? Daß Sie kein Nazi waren, wußten wir

ja alle. Sonst wären Sie doch gar nicht zu uns gekommen und hätten die nazifeindlichen Zeitungen und Zeitschriften gelesen.“

Am andern Morgen fing ich an, meine Existenz durch *Besuche* in Erinnerung zu bringen. Doch vorerst ging ich zum Delegaten, um ihm meinen Dank auszusprechen. Durch ihn erfuhr ich den Hintergrund meiner schnellen Freilassung, sein Gesuch war gar nicht richtig in die Mühle der Bürokratie hineingeraten. Man hatte, so erzählte er, die Spitzen von Regierung, Polizei und Militär versammelt, damit er mündlich die Wünsche des Papstes vortrage. Seinen Antrag, alle internierten Geistlichen und Schwestern freizulassen, lehnte man in der Diskussion mit der Begründung ab, daß die Kriegslage für Palästina noch zu ungeklärt sei. Darauf habe er gebeten, wenigstens mich schon freizugeben. Aber der Vertreter des Militärs hätte Einspruch erhoben, höchstens sei er bereit, mich vor ein „tribunal“ zu stellen, um die Bedenken gegen mich zu klären. Dann seien aber noch andere Fürsprecher für mich eingetreten, so daß schließlich das Militär kapitulierte, der Polizeipräsident aufstand, um telephonisch meine Freilassung nach Bethlehem anzuordnen. Der Delegat sagte, daß er nunmehr in Kairo unmittelbar beim englischen Oberkommando für die Freilassung der internierten Geistlichen und Schwestern arbeiten werde, ein Ziel, das seine geschickte Hand auch nach einigen Monaten erreichte . . . Dann ließ ich den Klöppel an der Eisentür zum Kloster der Flagellatio fallen. Ich hoffte, ein bekanntes Gesicht würde öffnen und mir den Besuch erlauben. Aber ein fremder Polizist erschien an der Tür und schnarrte mich gleich an: „Erlaubnisschein, bitte.“ Ich setzte ihm auseinander, daß ich als ehemaliger Internierter hier doch wohl ein gewisses Hausrecht besitze, aber mit allen Zeichen ehrlicher moralischer Enttüstung schlug er mitten in mein Gerede das schwere Tor wieder zu. So ging ich durch das nahe Stephans-tor über das Kidrontal halbwegs den Ölberg hinan und schaute lange auf die Dachterrasse des Klosters, wo meine früheren Mitinternierten in ihren verschiedenen Ordensgewändern feierlich

auf- und abgingen. Ich stellte fest, daß auch ein Internierungslager aus einer gewissen Entfernung recht erbaulich wirken kann. . . . Es war Mittag geworden, die Zeit der hochoffiziellen Besuche. Ich machte mich auf den Weg zum District Commissioner (Regierungspräsident), der nach dem Bericht des Delegaten sich so warm für mich eingesetzt hatte, daß ich ihm danken mußte. Ich kannte ihn seit zwanzig Jahren in seinen wechselnden Ämtern, bis er kurz vor dem Kriege höchster Zivilbeamter in Judäa wurde, sich mithin als eine Art Nachfolger des Pontius Pilatus betrachten konnte. Sein Privatsekretär hörte mich an, nickte huldvoll und ließ mich in das Vorzimmer eintreten. Seufzend setzte ich mich hin, da noch verschiedene vor mir warteten. Dann öffnete sich die Tür, mit einem Aktenbündel unter dem Arm wollte der District Commissioner in irgendein Amtszimmer eilen. Als er mich sah, unterbrach er sofort seine Arbeit, schellte dem Diener und ließ eine Tasse Mokka bereiten. Wir erzählten uns schnell vielerlei, z. B. erwähnte er, eine frühere Anregung von ihm, mich freizulassen, sei an dem Widerspruch des Militärs gescheitert. „Ich weiß, Sie sind anti-Nazi, aber darum noch nicht anti-German, doch diesen Unterschied kann ein Militär schwer begreifen.“ . . . Ähnlich gute Erfahrungen machte ich bei meinen Besuchen in den nächsten Tagen. Die Welt glühte in Haß. Aber dieses Gift mischte sich nicht in das Verhältnis zu meinen Freunden aus der Vorkriegszeit, wir sprachen sachlich über den Krieg, der sonst die Menschheit in zwei feindliche Teile auseinanderriß. Ohne Zaudern öffneten sich mir auch wieder alle Bibliotheken. „Sie wissen wohl noch von früher her, wohin ich den Schlüssel lege, wenn ich nicht im Hause bin,“ sagte mir z. B. der Bibliothekar der französischen Bibelschule.

Aber neben den Büchern lockten doch auch gerade in den ersten Wochen Spaziergänge in Freiheit. Für den ersten größeren Marsch wählte ich *Jericho* aus, etwa 35 Kilometer von Jerusalem entfernt. An der Abdachung des Ölbergs nach Osten hin liegt noch Bethanien, dann tritt man in die schauerliche Einsamkeit der Wüste, schon darum berückend schön, aber auch noch durch

ihre wilden, kahlen Berge. Halbwegs kehrte ich beim Chan des barmherzigen Samariters ein, schon in den Tagen des Heilandes der einzige Rastort in dieser Wüste. Ich war der einzige Gast, so daß der Wirt sich neugierig mir widmete. Ich hörte, wie er einen Sohn Issa (Jesus) rief, dann eine Tochter Mirjam (Maria), und fragte ihn: „Bist Du denn nicht ein guter Moslim?“ Er antwortete vorwurfsvoll: „Weißt Du nicht, daß Jesus auch für uns ein großer Prophet ist?“ Am Ende fragte ich ihn nach dem Preis des Kaffees. Echt arabisch sagte er ausweichend: „Es war eine Ehre für mich, Dich bei mir zu sehen.“ Ebenso höflich schenkte ich ihm nun ein Geldstück als Bakschisch, wofür er den Segen Allahs auf mich herabrief. Etwas weiter abwärts sah ich zu meiner Überraschung ein zweites Haus in der Wüste, das früher hier noch nicht stand. Bald erkannte ich, daß es eine neue Polizeistation war. Man sah mich herankommen, die Polizei trat heraus, schaute mißtrauisch auf den einsamen Fußwanderer und forderte mich zum Eintritt auf. Aus meinen Papieren und nach einigen Fragen erkannte sie aber bald, daß Gott selten einen harmloseren Erdenbürger als mich erschafft, so lud sie mich denn zu einer Tasse Mokka ein. Am frühen Nachmittag lief ich in Jericho ein, schlenderte etwas umher und fand dann Platz in einem Auto für die Rückfahrt. Die Stadt liegt 250 Meter unter dem Meeresspiegel, darum lächelt auch hier in einem strengen Winter noch der Frühling, wenn im Bergland Jerusalems die Stürme pfeifen oder gar Schneeflocken herumwirbeln. Dafür lastet aber im langen Sommer eine so kochende Hitze über dieser tiefsten Ebene der Erde, daß die heutige Bevölkerung ein Gemisch von Arabern und Negern ist.

Am Abend vor Weihnachten pilgerte ich nach *Bethlehem*, aber der Friede war von der Straße gewichen, ein Auto nach dem andern raste vorbei. An den Festtagen strömten jetzt immer besonders stark Urlauber aus den alliierten Heeren des mittleren Ostens nach Jerusalem. Schon die ständige Garnison war so stark, daß Sonntag für Sonntag unsere *Abteikirche auf dem Sion* sich mit englischen Soldaten füllte, die sich von dem feier-

lichen, liturgischen Gottesdienst der Benediktiner angezogen fühlten. Zivilisten der verschiedensten Völker gehörten ebenfalls zu den regelmäßigen Besuchern. Nach dem Hochamt erschienen sie gern im Diwan des Klosters, um Abt, Patres und sich untereinander zu begrüßen. Die Einheit des Glaubens umspannte alle, dazu hatte das feierliche Hochamt den Krieg für Stunden in nebelhafte Fernen verdrängt. Tatsächlich rückte auch in 1943 der Krieg für Palästina ins Weite; in Rußland rang die deutsche Armee mühsam nach Atem, zu einem Angriff durch die Türkei konnte sie nicht mehr ausholen, und in Lybien hatte Rommel aufgehört, an die Tore Ägyptens zu pochen. Über ihn und seine Truppen hörte ich nur Lob aus dem Munde der vielen Engländer, die Palästina vom nahen Ägypten besuchten. Immer wieder fiel das Wort vom „anständigen Krieg“ (decent war), den er führe. Englische Soldaten, die aus deutscher Kriegsgefangenschaft wieder befreit wurden, rühmten die korrekte, ja gute Behandlung. Wenig günstig lauteten dagegen die Urteile jener, die eine Zeit Kriegsgefangene der Italiener gewesen waren. Unausgesprochen blieb natürlich der Respekt, den man vor Rommel und seinen Soldaten hatte, die so lange mit großem Geschick und Tapferkeit gegen überlegene Zahlen an Soldaten, Kanonen und Flugzeugen angekämpft hatten. Mithin fehlte jeder Grund, Schwestern und Geistliche noch weiter sorgfältig von der Außenwelt abzuriegeln. Die Internierung fiel auch, ich konnte ins Mutterhaus der Borromäerinnen zurückkehren. Die ersten Erdbebenstöße des kommenden *Konfliktes zwischen Zionismus und England* machten sich im Hospiz fühlbar. Als ich dort einmal vor dem Kriege war, trat beim Abendessen Schweigen ein. Flüsternd ging die Nachricht von Tisch zu Tisch, daß ein englischer Polizei-offizier, der im Hause wohnte, vor einer Stunde von den aufständischen Arabern erschossen worden sei. Jetzt fingen die Zionisten noch mitten im Kriege an, ihre Gewehre gegen die Engländer zu richten. Das Hospiz stand darum unter ständiger Bewachung, bei Nacht lagen z. B. etwa zehn Polizisten, als Araber verkleidet, im Garten, um vom Rücken

her einen Überfall zu verhindern. Im Hospiz wohnte damals ein englischer Polizeioffizier, der den Führer und Organisator der berüchtigten Stern-Bande erschossen hatte. Eines Tages kam er verwundet zurück. Er konnte sich nicht mehr herauswagen, in aller Stille geleitete ihn eine sichere Bedeckung auf das Schiff zur Heimfahrt. Im Hospiz atmete man auf, denn alle hatten sich mitbedroht gefühlt. Auch die Schwestern waren oft besorgt und meinten, daß eines Tages die Juden uns alle mitsamt den englischen Gästen in die Luft sprengen würden. Ich entgegnete dann, daß die Juden viel zu klug für eine solche Tat seien. Denn angesichts der starken feindlichen Strömungen in der Welt würden sie nicht auch noch das Entsetzen der Christenheit über ein Attentat gegen ein religiöses Haus auf ihre Schultern nehmen. Außerdem, so argumentierte ich weiter, habe gerade die katholische Kirche, vor allem ihre Orden, immer die Tür einem verfolgten Juden in der Schreckenszeit des letzten Jahrzehnts geöffnet. Leider war mein Urteil zu optimistisch!

Auch im Jahre 1944 hörten wir Schüsse und Explosionen nur aus dem Privatkrieg der Zionisten, so sprengten sie eines Nachts die ganze Fassade des Hauptquartiers der Polizei in die Luft. Die Alliierten landeten erst in Italien, dann im Juni auch in Frankreich. Der Abgrund, in den Deutschland stürzte, wurde mit jedem Tage tiefer und schauerlicher. Der 20. Juli ließ alle Hände sich um die Zeitungen reißen. Für einige Tage blieb die Lage undurchsichtig. Bald hieß es: „Hitler lebt“, — dann wieder: „Hitler ist tot.“ Aber leider lebte er weiter, und darum starb das deutsche Volk weiter. Endlos schleppte der Krieg sich weiter, auch noch nach 1945 hinein. Dann kam zwar nicht der Friede, aber wenigstens die *Kapitulation* Deutschlands am 7. Mai. Gleich am folgenden Tage war in Jerusalem die Siegesfeier. Auf den Regierungsgebäuden flatterten die Fahnen der Alliierten, wohl gegen zwanzig, unter ihnen eine rote mit Hammer und Sichel. Die Truppenparade, in der auch Kamelreiter waren, hatte Farbenpracht. Ein Volksfest war der Tag nicht; die Araber standen, wie während des ganzen Krieges, abseits, auch die Juden waren schon

in breiten Schichten zu oppositionell gesinnt. Die Engländer tranken zwar ihren Whiskey, aber es fehlte ihnen doch Begeisterung und Übermut des Siegers. Die zwei Weltkriege hatten ihren Reichtum vernichtet, ihr Ansehen stark geschwächt. Nicht ohne Bitterkeit sahen sie mit jedem Kriegsjahr deutlicher, wie nun die Augen der Welt sich mehr nach Rußland und USA richteten.

Das Kriegsende ließ nun die letzten Fesseln fallen, die noch unsere Freiheit einengten. So durften die deutschen Schwestern *nach Haifa* und auf den Karmel *zurück*. Da ihnen ein deutscher Geistlicher fehlte, folgte ich gerne ihrer Einladung, zumal der Karmel und das Meer, die in ihrem engen Zusammenhang ein von Gott erschaffenes *Te Deum* sind, mich auch riefen und zudem Haifa ohnehin der Hafen meiner Rückreise nach Deutschland werden mußte. Das völlige Erlöschen Deutschlands als Weltmacht erschütterte nicht das Vertrauen der Araber, sie sandten sofort ihre Kinder in die Schule der Schwestern in Haifa und kamen täglich in Scharen zur Polyklinik, als sie etwas später ihre Arbeit wieder eröffnen konnte. Sie drängten auch bei der Regierung um Freigabe des Hospitals, das noch vom Militär besetzt blieb. Wegen der Unruhen standen auch nach dem Kriege noch starke englische Truppen im Lande, ihre Zahl stieg auf 84 000. Seit dem Kriege hielten die *katholischen englischen Soldaten* ihren Gottesdienst in unserer Kirche, ständig wohnte ihr Geistlicher in unserm Hospiz. Wir hatten sie gern, sie empfingen fleißig die heiligen Sakramente, manche wohnten auch an den Werktagen in früher Morgenstunde der heiligen Messe der Schwestern bei und nahmen teil an den Andachten. Sie waren still und bescheiden, dazu so opferbereit, daß ihre Gaben die laufenden Ausgaben für den Gottesdienst reichlich deckten, sie stifteten sogar einen Altar in der Kirche, der ihr Andenken lebendig erhalten wird. Sie gehören mit zum besten Typ der Katholiken, die mir in der Welt begegnet sind. Zuweilen fiel der englische Militärgottesdienst aus, weil die Truppen zum Einsatz bereit gehalten wurden. Die Angriffe der Juden gegen die englische Mandatsmacht nahmen zu, öfters schreckte man in der Nacht auf durch das Geknatter von Gewehren oder

das Krachen von Bomben. Einmal versuchten z. B. die Juden, die Eisenbahnwerkstätte zu stürmen, ein anderes Mal, gewaltsam illegale Einwanderer vom Schiff ans Land zu holen.

Maßlos war die Erbitterung der *Juden*, als sie nach Kriegsende die ersten Briefe aus Europa erhielten. Nicht selten war der Empfänger der einzige Überlebende seiner Familie, der Rest vergast oder auf andere Weise ermordet. Ich habe solche Berichte gelesen, auch zwei Juden kennengelernt, die mit den ihnen für immer auf dem Arm eingebrannten Nummern von Auschwitz nach Palästina sich durchschlagen konnten. Darum verstand ich den kochenden Haß, der aus den Augen glühte und jetzt jeden niederstrecken wollte, der mit freundlichem Kopfnicken die Taten der Nazis begleitet hatte. Aber sie bedachten nicht, daß man gerade mit diesem „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ in dieselbe Tiefenlage stieg. Die Juden aus Deutschland, die am schwersten durch die Faust Hitlers geschlagen waren, zeigten sich am maßvollsten.

Wir Deutschen waren von der *Post* nicht privilegiert wie die Juden, von Kriegsende fehlte bis Mai 1946 die Verbindung mit der Heimat. Während der Internierung durften wir drei Briefe im Monat schreiben und sie in unbeschränkter Zahl empfangen. Auch Pakete kamen durch das Rote Kreuz an, sogar eine lange Pfeife für mich, angestaunt und liebevoll inspiziert von den englischen Polizisten. Nach der Internierung vermittelte das Rote Kreuz noch ganz kurze Mitteilungen bis zum Ende des Krieges. Dann stockte die Post für ein volles Jahr, so daß uns alle die Unruhe um die Heimat quälte. Vereinzelt sickerten aber doch durch freundliche Vermittler über das Ausland Nachrichten durch. Die Borromäerinnen erhielten z. B. einen genauen Bericht über das grausame Geschick ihres Mutterhauses in Trebnitz, der tiefe Erschütterung hervorrief.

Inzwischen kämpfte ich den Kampf um meine *Rückkehr*. Der deutsche Paß war nur noch ein Stück Papier, eine Reliquie der Vergangenheit. Die englische Militärbehörde in Palästina hatte die Genehmigung zur Ausreise, die in Deutschland zur Einreise zu geben. Dann hatte ich schließlich den Sonderpaß in der Hand,



aber noch keine Schiffsplanken unter den Füßen. Die wenigen Schiffe für Zivilisten waren überrannt, die Preise kletterten darum in schwindelhafte Höhen. Ende August 1946 konnte ich endlich von Haifa nach Marseille fahren auf einem Schiff, das die Kanadier abstießen und eine anonyme, internationale Gesellschaft — „die Seeräuber“ nannten wir sie auf der Fahrt — aufkaufte. Die Kabinen waren überfüllt, überall standen in der Nacht noch Notbetten umher, die Preise hatten sich offenbar danach gerichtet, wie viel Blut sich jemand ohne Widerstand abzapfen ließ. Lange stand ich nach der Abfahrt auf dem Hinterdeck, die Umriss des Landes wurden allmählich schwächer, schließlich versank auch das Karmelkap. Für mich ging auch das Palästina unter, das ich so sehr geliebt hatte, weil die abendländischen, christlichen Einflüsse so wesentlich sein Gesicht mitformten. Aus dem Chaos steigt eines Tages etwas Neues hervor. Aber wird es auch noch das Heilige Land für Christen sein?

Unter dem steigenden Terror und dem wachsenden Druck politischer Rücksichten schüttelten die Engländer schließlich verärgert jede Verantwortung von ihren Schultern, sie bestimmten den 15. Mai 1948 als Tag, an dem sie Pflichten und Rechte des Mandats niederlegten. Die Araber wußten, daß von dem Tage an die jüdische Front sich gegen sie kehren würde und griffen im Winter 1947/48 zu den Waffen. Nun wütete der Bandenkrieg noch unter den Augen der Engländer. Sie überfielen gegenseitig ihre Siedlungen, in den Hauptstädten tobten mit kurzen Ruhepausen Straßenkämpfe. Aus Jerusalem schrieb mir jemand: „Es ist leichter, mit dem Auto nach Ägypten zu fahren, als hier von einem Stadtteil in den andern.“

Für die Gegenwart ist es noch nicht möglich, alle die Wunden aufzuzählen, die dieser Krieg bereits den kirchlichen Anstalten in Palästina schlug. In Jerusalem sind z. B. die Klarissen aus ihrem Kloster verjagt, ebenfalls die deutschen Benediktiner, deren Kloster Dormitio auf dem Sion von Zionisten besetzt ist und sehr schwer gelitten hat. In Trümmern liegen die französischen Klöster der Assumptionisten und der Reparatriceschwestern, zer-

stört ist das griechische Kloster an der Grabeskirche. Andere Ruinen greifen an die Herzen von allen Christen. Die heilige Grabeskirche wurde bereits dreimal von Granaten getroffen, die weite Kuppel, die sich über dem Grabe Christi wölbt, ist anscheinend stark beschädigt, auf dem Weg zu ihr liegen die Kapellen an der dritten und sechsten Station des Kreuzwegs in Schutt. Ob aber Frevelsinn, Übermut oder Zufall die Granaten auf dieses Ziel gelenkt hat, läßt sich aus den kurzen, brieflichen Nachrichten nicht beurteilen, auch nicht, wer von den zwei Parteien sie abgefeuert hat.

IV.

DIE ARABER

In den Tagen des Alten Testamentes stritten sich die Kolosse am Nil und Euphrat-Tigris um Palästina. Aber es wurde auch später als Durchgangsland immer wieder in den Kriegsstrom hineingerissen. Die Völker, die in diesen Jahrtausenden das kleine Land überschwemmt, ließen auch ihr Blut zurück. Darum hat die Bevölkerung keinen einheitlichen Typ, man findet in den Gesichtern Merkmale der Semiten, Mongolen und Arier. Rein ist die semitische Rasse nur in den Beduinen. Sitzt man etwa in der Stadt in einem arabischen Café und ein solcher hagerer Sohn der Wüste tritt federnden Schrittes ein mit seinen kohlschwarzen Augen und Haaren, seinen edlen, aber kalten und harten Gesichtszügen, so sieht man klar das hoffnungslose *Rassengemisch* der anderen Gäste. Stolz schweift auch der Blick des Beduinen über die Anwesenden, fast so, wie ein freies Tier seine im Käfig gefangenen Artgenossen ansieht. Aber die Sprache formt allmählich die Seele. So geht nun doch ein einheitliches Empfinden durch die Bewohner am Euphrat-Tigris, Nil und in Palästina, ursprünglich so verschieden in der Rasse, dann durch die Eroberung der Araber nach dem Tode Muhammeds durch die gleiche *Sprache* allmählich zu einer Einheit zusammengebunden. Sicherlich bildete auch der *Islam*, zu dem nach und nach die meisten der Unterworfenen übergingen, einen solchen verbindenden Kitt. Doch der stärkere war die Sprache. Als die Türkei 1516 Palästina eroberte, wurde sie auch von den Moslims als Pfahl im Fleische

empfundener, ihr Abzug nach dem Einmarsch Englands 1917 von allen mit hellem Jubel begrüßt. Dagegen ist das Christentum, zu dem sich etwa ein Zehntel des Landes bekennt, keine Bruchlinie im gemeinsamen arabischen Empfinden. In ihrer Lebenshaltung unterscheiden sich freilich die *christlichen Araber* erheblich von ihren mohammedanischen Mitbürgern. Ihr Bildungsstand ist z. B. weit höher, etwa 80 Prozent ihrer Kinder besuchen die Schule, dagegen nur 20 Prozent die der Moslems. Schon darum sind sie rühriger, wohlhabender und stärker in den gebildeten Berufen vertreten, als es ihrem Anteil an der Bevölkerung entspricht. Die Einehe und die größere Freiheit der Frau geben ihrem Familienleben ein ganz anderes Gepräge, aber es hat doch nicht die gleiche Höhe wie das der europäischen Christen. Im Koran heißt es Sure 16: „Wenn einem von Euch die Geburt eines Mädchens angekündigt wird, verdunkelt sich sein Angesicht und es ist, als wollte der Ärger ihn erwürgen.“ Auch die Christen sind geneigt, die Geburt eines Mädchens als Heimsuchung Gottes anzusehen; Verwandte und Nachbarn drücken dann dem Vater gerne mit-leidsvoll die Hand, die Mutter vergießt oft bittere Tränen über ihr Mißgeschick. Bei den Moslems ist die Verheiratung Sache der Angehörigen, die oft nach langem Schachern sich um den Kaufpreis des Mädchens einigen. Als nach dem Kriege auch die Preise für heiratsfähige Mädchen in Palästina in die Höhe schnellten, ließen viele Moslems für ihre Söhne Bräute in Cypern kaufen, weil dort ihr Kurs niedriger war. Doch auch bei den Christen wird das Mädchen oft durch den Druck der Familie zu einer Ehe bestimmt, die es innerlich ablehnt. Doch wächst überall das christliche Selbstbewußtsein. Eine meiner Schülerinnen wünschte, unverheiratet zu bleiben, was bei den Arabern als eine Schande gilt. Der Vater suchte darum einen Bräutigam für sie aus, regelte alles und bestimmte den Tag für die Hochzeit. Sie erklärte ihm aber, daß sie in der Kirche auf die Frage des Geistlichen mit Nein antworten werde. Aus Furcht vor dem Skandal machte der Vater alles wieder rückgängig. In den Städten ist es unter Christen schon nichts Seltenes mehr, daß die jungen Leute ganz

selbständig die eheliche Wahl bestimmen. Jedoch bringt es auch in diesen christlichen Ehen schon die Tradition mit sich, daß die Frau sich leicht und gern dem Willen des Mannes unterordnet. Nach ihrer Heirat hielt mir eine meiner Schülerinnen einen kleinen, humorvollen Vortrag, wie sie ihren Mann behandle, um immer in Frieden mit ihm zu leben. Sie bemerkte u. a.: „Sagt er ‚Der Himmel ist rot heute‘, so antworte ich: ‚Du hast recht, lieber Mann‘, auch wenn der Himmel an dem Tage ganz blau ist.“

So prägt die verschiedene Religion in mancher Hinsicht verschiedene Araber, aber die Grundzüge des Charakters und der täglichen Lebensformen sind gemeinsam. Ihnen allen eignet eine tiefe *Religiösität*, genauer, ein starkes Kreaturgefühl, das in dieser Ausprägung dem Europäer fremd ist. Alles wird auf Gott bezogen; zeigt man z. B. dem Araber etwas Schönes, so sagt er: „Allah sei gepriesen“; statt unseres farblosen „Danke schön“ hat er die Redensart: „Er (Allah) vermehre Dein Gutes.“ Auch der heftigste Tränenstrom stockt, wenn der Unglückliche nur das Trostwort hört: „Von Allah.“ Darum kann der Räuber in allem Ernst dem, den er gerade ausgeplündert hat, sagen: „Allah hat es gewollt.“ Zu einer echten Religiösität gehört freilich, daß der Mensch in allem sein Wollen dem Willen Gottes anzugleichen versucht. Hier klafft nun bei allzu vielen eine große Lücke, nur zu oft beginnt und endet die Frömmigkeit mit dem ständigen Bekenntnis und dem tiefen Gefühl der eigenen Nichtigkeit und der beherrschenden Allmacht Gottes.

Im täglichen Umgang stößt den Europäer am stärksten die *Geldgier* ab. Einleitend erklärt der Kaufmann zwar gerne großartig: „Ich schenke es Dir“, aber das ist nur der Auftakt, um einen möglichst hohen Preis herauszupressen. Ohne solche mit dem Messer geschliffenen Höflichkeitsduelle scheint dem Araber Kauf und Verkauf keine Freude zu machen. Sachen, deren Preis ich nicht richtig einschätzen konnte, kaufte ich darum lieber bei deutschen Juden ein. Ist man in fremden Gegenden auf einen Führer angewiesen, so beginnt das gleiche Feilschen. In der Regel wird die

Verhandlung mit dem schönen Satz eingeleitet: „Es ist mir eine Ehre, Dich zu begleiten.“ Meistens setzen dann aber noch auf dem Wege die Versuche ein, den abgemachten Preis in die Höhe zu schrauben. Sicher kommt am Ende das Geschrei nach Backschisch. Lehnt man ab, so schallen einem blumenreiche Flüche nach, z. B.: „Allah verdamme den Bart Deines Vaters und Großvaters.“

Eine Entschuldigung für die Habgier ist die große *Armut*. Vor allem lebt der Bauer auf dem Lande recht dürftig. Der Europäer würde seine Ernährung als eine Verurteilung zum langsamen Hungertod ansehen. Fleisch sieht der Fellache nur an den seltenen Festtagen, morgens und mittags isst er seine ungesäuerten Brotfladen, die er in Öl taucht, abends warmes Gemüse. Schon wegen dieser Armut verläuft das Leben auf dem Lande in den alten Formen unverändert weiter; der Bauer zieht noch mit dem Dreschschlitten aufs Feld und benutzt die einfachen Krüge aus Ton im Hause. Es fehlt ihm einfach das Geld, um Maschinen für den Acker zu kaufen oder etwa einen modernen Küchenherd ins Haus zu stellen. Dazu tritt noch seine Gleichgültigkeit und Trägheit. Intelligenz hat der Araber, aber er liebt es nicht, von dieser Gabe mehr Gebrauch zu machen, als das Leben unbedingt erfordert. Doch gerade wegen dieses Konservatismus, der so vieles starr erhalten hat, fühlt der Bibelfreund in einem arabischen Dorf sich angerührt vom Hauche vergangener, heiliger Zeiten; in einer jüdischen Kolonie weht ihn dagegen nur der kalte Wind des Fortschritts, das heißt des öden Mechanisierens von Mensch, Haus und Feld an, es ist ein Splitter des Geistes, der allmählich die ganze Welt mit seiner gleichmachenden Tünche überzieht.

Wie der Fremde als Schatten des arabischen Charakters am stärksten seine Geldgier empfindet, so als Lichtseite seine *Gastfreundschaft*, die mächtiger ist als sein Hunger nach Geld. Darum war das Wandern im Lande früher angenehm, mit dem steigenden Hereinfluten der Zionisten wurden die Araber aber immer mißtrauischer. Wenn ich in unangenehme Lagen kam, so fast immer nur deswegen, weil das Landvolk in abgelegenen Teilen in seiner Unkenntnis von europäischen Typen und Kleidung mich

für einen Juden hielt. Als ich z. B. nach Kriegsende die Deutschen in Bethlehem und Waldheim besucht hatte, ging ich am späten Nachmittag in gerader Linie über steinige, einsame Höhen nach Nazareth, um dort zu übernachten. Die Richtung gab mir eine vorgeschobene jüdische Kolonie, die wie eine Festung auf einem Berge, eine halbe Stunde westlich von Nazareth, liegt. Schon rückte ich in ihre Nähe, als Beduinen, die in dieser Felsenwildnis zelteten, mich bemerkten; sie zeigten mit dem Finger auf mich, tuschelten, dann löste sich eine Gruppe von Halbwüchsigen los, um mich, den man natürlich für einen Juden hielt, zu verfolgen. Was tun? Ein wackeres katholisches Glaubensbekenntnis ablegen? Die Antwort konnte nur ein Grinsen und Gelächter dieser Halbwilden sein. Die Steine fielen schon nicht mehr allzu weit hinter meinem Rücken. Stehenbleiben zu einem Faust- oder Steinkampf? Heroisches Kämpfen ohne Aussicht auf Sieg begeisterte mich nicht, ebenso gering war die Neigung, mich als Märtyrer für den Zionismus steinigen zu lassen. Ich beschloß daher, mich wie ein Hase auf meine Beine zu verlassen, bog links ab in die Tiefe, wo, durch eine Quelle angelockt, das muhammedanische Dorf Ailut liegt. Von unten sahen nun die Leute dieses frischfröhliche Jagen. Sie wußten nicht, wer ich war, aber es war ihnen genug, daß ein Verfolgter bei ihnen Schutz suchte. Ein Araber kam schnell heraufgeritten und schüttelte schimpfend und drohend seine Fäuste gegen die Beduinenbengel. Als ich mich unten vorstellte, floß die ganze Dorfgemeinde über von ehrlicher Höflichkeit und Gastfreundschaft. „Der Tag geht zu Ende . . . Tue mir die Ehre an und bleibe bei mir . . . Mein Haus ist Dein Haus . . .“, so und ähnlich schallte es mir entgegen. Da ich aber die Nacht in Nazareth verbringen wollte, gab man mir wenigstens für eine Strecke das Ehrengelait. Da, wo der Beduine herrscht, ist der Wanderer immer in Gefahr, beraubt zu werden; er betrachtet das als eine Art Hoheitsrecht seines Gebietes, so ähnlich, wie moderne Staaten das Zollrecht an ihren Grenzen. Dagegen ist auch der einsame waffenlose Reisende in den arabischen Bezirken Palästinas ziemlich sicher, solange die Zeiten normal sind. Räuber-

und Diebesnaturen bedrohen ihn in der ganzen Welt, sie sind nur in Palästina zahlreicher, weil das Land ärmer ist. Der einfache Araber wird ihn mit einer vorbildlichen Höflichkeit und Gastfreundschaft behandeln, solange freilich nicht sein Fanatismus entflammt wird, unter dem in früheren Jahrhunderten die abendländischen Pilger oft litten, aber auch die arabischen Christen, bei denen noch heute etwas die ausgestandene Angst ihrer Vorfahren aus den Augen spricht.

In der Gegenwart sind *Christen und Moslems* in der ganzen arabischen Welt so geeint wie noch nie in ihrer Geschichte. Sie reichen sich aufrichtig die Hand, da sie sich durch den Zionismus in derselben Bedrängnis fühlen. Nur widerwillig kämpften die Araber im ersten Weltkrieg an der Seite der Türken. Sie waren zwar durch den Islam mit ihnen verbunden, fühlten sich aber durch Sprache und Blut weit schärfer getrennt als etwa Deutsche und Polen. Darum gärte und kochte schon lange die Unzufriedenheit der Araber gegen die türkische Herrenrasse, deren Beamte und Offiziere den arabischen Raum regierten und mit Geringschätzung auf die semitische Bevölkerung herabsahen. Das wußten die Engländer, die in den ersten Kriegsjahren auf der ganzen Linie von der Halbinsel Sinai bis nach dem Irak erst Niederlagen erlitten und dann nur langsam vorrücken konnten. Darum versprachen sie, nach dem Kriege unabhängige arabische Staaten zu gründen. Das zündete. Ihr Oberst Lawrence, gleich ausgezeichnet als Orientalist, Mensch, Soldat und Schriftsteller, organisierte den arabischen Aufstand hinter dem Rücken der türkisch-deutschen Front.

Aber schließlich waren die arabischen Kämpfe in dem gigantischen Ringen nur eine Rauferei. Die Entscheidung mußte in Europa fallen, und hier fühlte England noch im Jahre 1917 sich mit dem Rücken an die Wand gedrängt, und es war von größter Bedeutung, die Hilfe der Juden zu gewinnen. Darum gab ihr Minister *Balfour* am 2. November 1917 an Lord Rothschild die berühmte *Erklärung* schriftlich ab, daß „die Regierung Seiner Majestät die Errichtung eines nationalen Heimes für das jüdische Volk in Palä-



stina begünstigt und ihre besten Anstrengungen aufwenden wird, um dieses Ziel zu erreichen“. Der Jubel der Araber über den Abzug der Türken verrauschte bald. Im Irak und in Transjordanien entstanden zwar unter englischer Vormundschaft halb unabhängige Staaten, aber der Völkerbund betraute Frankreich mit dem Mandat über Syrien, England mit dem über Palästina. Als nun die Engländer die Tore für die jüdische Einwanderung tatsächlich öffneten, war die Antwort der Araber zunächst nur eine stumme Erbitterung. Denn noch war für viele Jahre das Prestige der Engländer zu groß. Es kam öfters zu Ausschreitungen, aber zu keiner organisierten Erhebung. Die Engländer brauchten nur ein Flugzeug in niedriger Höhenlage surrend über den Tempelplatz in Jerusalem kreisen zu lassen, und alle gingen eingeschüchtert wieder nach Hause.

Aber mit dem *Steigen der jüdischen Flut* wurde auch die Gegenbewegung stärker und heftiger. 1918 war die Zahl der Juden auf 55 000 gesunken, 1922 betrug sie schon wieder 84 000, 1926, also nur vier Jahre später, 158 000, 1942 über 500 000. Nach Kriegsende widersetzten sich die Juden einer neuen Volkszählung; denn zu groß war die Zahl jener, die sie in den letzten Jahren illegal über die Grenze geschleust hatten. Darum sind alle Angaben unsicher, sie schwanken zwischen 600 000 und 800 000, das heißt zwischen etwa 33 und 40 % der Gesamtbevölkerung. Solange die Juden aus religiösen oder kulturellen Gründen einwanderten, duldeten die Araber sie. Aber jetzt kamen sie mit dem offenen Ziel, in Palästina einen jüdischen Staat aufzubauen. Als man auf der Pariser Friedenskonferenz Chaim Weizmann, den Führer der Zionisten und den ersten Präsidenten des neuen Staates Israel, fragte, wie er sich das versprochene „nationale Heim“ in Palästina vorstelle, antwortete er ungefähr so: „Nun, Palästina muß so jüdisch werden, wie England englisch ist.“ Die Araber vergaßen dieses unkluge Wort nie, die Juden erwähnten es aus taktischen Gründen nicht mehr. Für die Araber steht es außer Zweifel, daß die Umwandlung des Landes in einen jüdischen Staat mit einer geduldeten Minderheit von Arabern und abend-

ländischen Christen das Ziel der Zionisten ist. So wollen sie ihre Heimatscholle nicht kampflos unter der jüdischen Einwanderung versinken lassen. Von hier aus versteht man, wie die Erregung weit über die Grenzen Palästinas hinausgeht, alle arabischen Völker erfaßt, sogar eindringt bis in das kleinste muhammedanische Dorf in Afrika oder Indien, weil der Islam durch das Judentum das Land bedroht sieht, das ihm nach Mekka und Medina das heiligste ist. Es ist wohl schicksalhaft für das Land, daß bis 1933 etwa 90 % der jüdischen Einwanderer aus Osteuropa oder dem Balkan kamen. Als dann unter Hitler viele deutsche Juden mit ihrer hohen Kultur und maßvollen Haltung nach Palästina flüchteten, war es zu spät. Die Ostjuden nahmen sie mit Mißtrauen auf und räumten ihnen kaum Einfluß auf die Gestaltung der Dinge ein. Der Ost- und Balkanjude hat seine Erziehungsstaaten Deutschland-England-USA übersprungen und ist in seinem rohen Naturzustande in Palästina gelandet. Seine Manieren sind wenig anziehend für den Araber, bei dem auch der einfache Mann in Wort und Gebärde etwas Aristokratisches hat. Bei den meisten ist der Glaube an ihre Rasse an die Stelle der Religion getreten. Der Staat, den sie aufrichten wollen, soll ein Reich Juda, aber kein Reich Gottes werden. Darum sind ihre Augen erdwärts gerichtet. Das zieht wieder eine große sexuelle Ungebundenheit im Verkehr der Geschlechter nach sich, so daß die Araber mit Widerwillen ihre Augen abwenden. Den deutschen Juden wäre es nach meiner Meinung wohl möglich gewesen, eine Brücke der Verständigung gemeinsam mit den Arabern zu bauen.

Bis Frühjahr 1936 züngelte hie und da eine Flamme des arabischen Widerstandes auf, die aber das bloße Dasein Englands wieder löschte. Dann brach der *große arabische Aufstand* los, den das langsame Absinken der englischen Autorität in den arabischen Ländern nicht mehr unterdrücken konnte. Als ich im Sommer 1936 das Land betrat, waren die Wege unsicher, ausgebrannte Autos lagen umher, sie waren auf Minen gelaufen oder überfallen worden. Die Eisenbahnen verkehrten oft tagelang nicht, weil

etwa eine Brücke in die Luft gesprengt war. Vor den Zügen fuhr ein Panzerwagen, um Minen aufzufangen oder Angriffe von aufständischen Arabern abzuwehren. Überfälle auf jüdische Kolonien gehörten fast zum täglichen Zeitungsbericht, nur waren sie wie Festungen ausgebaut, so daß heftiger als der Schaden das Getöse war. Kam ein Araber in Verdacht, Geheimagent der Regierung zu sein, so streckte eine Kugel ihn nieder. Das gleiche Los traf den, der Land an die Juden verkaufte. Auch mancher Engländer fiel durch ein Attentat aus dem Hinterhalt, dann nämlich, wenn sie ihn für einen Feind ihrer, einen Freund der jüdischen Sache hielten. Die Engländer versuchten, nicht nur mit ihren Machtmitteln der Dinge Herr zu werden, sondern leiteten umfassende Untersuchungen zur Beilegung des ganzen Problems ein. 1937 untersuchte eine Kommission unter Peel, 1938 eine andere unter Woodhead die ganze Frage. Beide schlugen eine Aufteilung Palästinas in einen arabischen und jüdischen Staat vor, nur sprach Woodhead den Juden weniger Gebiet zu. Die jüdische Einwanderung sollte fast ganz aufhören. Die Juden begnügten sich nicht mit Protesten, sondern organisierten illegale Wege für ihre Leute. Die Araber lehnen sich heftig auf gegen den kleinsten jüdischen Staat. Sie waren und sind überzeugt, daß er ein großes Waffenarsenal und die strategische Basis wird, um von ihm aus ganz Palästina zu erobern. Darum hörten die arabischen Angriffe nicht auf, aber auch die Juden warfen immer häufiger Bomben gegen die Araber, doch nicht gegen die Engländer.

So war ein guter Auftakt zum *Weltkrieg* in Palästina angeschlagen. Aber dann zog hier ein bezaubernder *Friede* ein, während die Welt ringsum bebte. Die Juden in Palästina begruben ihre Mißstimmung gegen England, ihre ganze Energie konzentrierten sie gegen Hitler, Feind Nr. 1 ihrer Rasse. Die deutschen Juden, die am meisten Leid durch ihn trugen, bewahrten fast alle eine ruhige Haltung, auch sie wünschten und ersehnten seinen Untergang, aber sie begleiteten ihn nicht mit Bellen und Wüten. Die Engländer eröffneten getrennte Werbebüros für Araber und Juden, aber kaum ein Araber fand sich bereit, auf ihrer Seite

zu kämpfen, sie halfen aber als Chauffeure und in andern bürgerlichen Aufgaben. Seit Kriegsbeginn feuerten sie kaum noch einen Schuß gegen die Juden; sie waren überzeugt, daß Hitler sie von diesem Alpdruck erlösen werde. Der Wunschtraum an seinen Sieg war so fest, daß er durch keine Niederlage zerrann. Ich begleitete z. B. kurz vor Kriegsende einen Alliierten nach Hebron, da er ohne jede Kenntnis der arabischen Sprache sich nicht in diese als fanatisch verrufene Stadt allein hineintraut. Als ich mich den Hütern der Abrahamsmoschee vorstellte, luden sie uns vor der Besichtigung erst zu einer Tasse Mokka ein, da sie auch meinen Begleiter für einen Deutschen hielten. Für seine Ohren war es erfreulich, daß er nichts von ihren kritischen Bemerkungen verstand. Sie waren aufrichtig betrübt, daß ich ihren mystischen Glauben an irgendeinen wunderbaren Endsieg Hitlers nicht teilte. Nach dem Kriege hatte ich immer wieder die Frage zu beantworten, ob ich wirklich an seinen Tod glaube. Ich enttäuschte dann schwer, wenn ich mich zwar zu seinem „Abgestiegen in die Unterwelt“, aber nicht zu einem hoffnungsvollen „Auferstanden von den Toten“ bekannte.

In der zweiten Kriegshälfte glaubten die Juden, daß die Balfour-erklärung nur noch ein Fetzen Papier sei, darum begann ihre bewaffnete Auflehnung, die sich zunächst nur gegen England richtete. Die Araber begriffen nicht die Gunst der Stunde. Sie standen, ironisch-schadenfroh lächelnd, Gewehr bei Fuß; zu frisch war noch in ihrer aller Gedächtnis der englische Kampf gegen sie vor dem Kriege. Erst langsam wurden sie aktiver, sie begnügten sich aber zunächst, den Boykott über jüdische Waren zu verhängen und streng darauf zu achten, daß keine Handbreit Land mehr aus arabischen in jüdischen Besitz übergang. Sie griffen erst Winter 1947/48 wieder zu den Waffen, als England auf sein Mandat verzichtete. Als es am 15. Mai 1948 erlosch, kamen Truppen aus den benachbarten arabischen Staaten den irregulären Streitkräften in Palästina zu Hilfe. Die Ausrüstung der Juden, die sie auf dunklen Wegen ins Land brachten, ist aber so ausgezeichnet, wird geleitet von so guten Fachleuten, angewandt von so geschickten

und todesmutigen Kämpfern, daß der arabischen Welt in der Gegenwart der Sieg nur durch ein Mehr an Waffen aller Art möglich sein würde. Zudem konnten die Juden die ganze Meeresküste mit Ausnahme des südlichen Streifens bei Gaza im Sommer 1948 erobern, selbst die 70 000 Araber Haifas verließen nach nur sechsstündigem Kampfe in panischem Schrecken die Stadt. So begann, ungehemmt durch englische Kontrolle oder arabischen Widerstand, ein Strom von Menschen und Material hereinzufießen auf Schiffen, die schon lange in den verschiedensten Häfen auf das Erlöschen des Mandats warteten.

V.

DIE JUDEN

Die Juden hörten nie auf, in den Ghettos die Hände sehnd nach Palästina auszustrecken und auf die Stimme des Messias zu horchen, der sie zur Rückkehr aufrufen sollte, um die gefallene Majestät Sions wieder aufzurichten. Im 12. Jahrhundert fand aber ihr Glaubensgenosse Benjamin von Tudela nur zweihundert Juden in ganz Palästina. Ihre Zahl wuchs, als sie nach dem Fall Granadas in 1492 von Spanien in größerer Zahl nach hierhin wanderten. Immerhin zählte man 1770 nur erst 5000, hundert Jahre später (1878) aber schon 34 000 Juden. Sie führten ihr gesondertes Dasein in den ihnen heiligen Städten Jerusalem, Hebron, Tiberias und Safed, respektiert von den Arabern, da Religion, nicht Politik sie ins Land geführt hatte. Den Wechsel brachte der *Zionismus*, eine Bewegung, die durch die *russischen Pogrome* 1881/82 in raschen Fluß kam. Juden aus Rußland gründeten 1882 die ersten landwirtschaftlichen Kolonien, die Baron Rothschild unter seine goldenen Fittiche nahm; im ganzen gehörten sieben zu dieser Gruppe. Daneben entstanden andere Siedlungen auf dem Lande, ihre Zahl wuchs bis 1914 auf 43 an, die 13 000 jüdische Bauern umfaßten. Sprunghaft schnellte jetzt auch ihre Zahl in den Städten in die Höhe, in Jerusalem stieg sie z. B. von 18 000 im Jahre 1882 auf 45 000 im Jahre 1914. Die Mehrheit hatte also von Anfang an eine größere Vorliebe für das Stadt- als das Landleben. Man schätzte ihre Gesamtzahl vor dem ersten Weltkrieg auf rund 100 000, aber die Blockade in diesen Jahren raffte im

türkischen Orient ganze Bündel von Verhungerten zusammen, so sank auch die Zahl der Juden bis 1918 auf 55 000 herab. Araber und Türken sahen mit Mißtrauen auf diesen starken Zustrom seit 1882, aber die europäischen Mächte verhinderten ein Verbot der Einwanderung. Immer klarer arbeitete der Zionismus sein Ziel aus, die Juden in einem eigenen Staat zu sammeln. Als 1903 England ihm 60 000 Quadratmeilen im Hochland von Uganda (Ostafrika) anbot, lehnte der Zionistenkongreß 1904 ab, da er seine ganze Stoßkraft auf Palästina richten wollte.

Als *Rechtsgrund* führen die Zionisten an, daß Palästina das Land ihrer Vorfahren sei. Jedoch auch ein geschichtliches Unrecht wird zum Recht durch tausendjährigen Besitz rechtlicher Menschen. Die Juden betonen weiter, daß sie auf völlig legale Weise, gegen gutes Geld, den Boden Palästinas aufkaufen. Das ist richtig. Der Goldstrom, der ihnen vor allem aus USA zufließt, ist so gewaltig, daß der Araber schwindelig vor Gier wurde und gerne für diese Phantasiepreise verkaufte. Die Araber fürchteten, in dieser goldenen Umarmung erstickt zu werden und suchten darum durch Terror ihre Volksgenossen von dieser Versuchung abzuschrecken.

Palästina ist der Mutterboden der drei großen monotheistischen Religionen, des Judentums, Christentums und Islam. Darum sollte es ein heiliges Niemandland sein, das allen Mitgliedern dieser drei Religionen offensteht. Es sollte nicht eine die zwei andern ganz verdrängen oder auch nur beherrschen wollen. Die heutigen Juden Palästinas sind jedoch in ihrer erdrückenden Mehrheit keine Religion mehr, sondern nur noch eine Rasse. Nur ein kleiner Teil trägt noch die Last des Gesetzes, wie ein Beispiel zeigen mag. Das Schiff, auf dem ich von Haifa zurückkehrte, war vollgepackt mit Juden. Ich schätzte, daß etwa 5 Prozent von ihnen auf dem Verdeck des Schiffes sich zu den täglichen Gebeten versammelten. Um die Sabbatruhe nicht zu verletzen, blieb diese Gruppe auch bis zum Sonntag auf dem Schiffe, als es an einem Samstag in Marseille landete. Die übrigen Juden schauten mit leisem Spott und Mitleid auf dieses Häuflein der Orthodoxen. Fast alle jüdischen Kolonien in Palästina sind ohne Synagogen und Rab-

biner, der Geist in ihnen ist so irdisch, daß ein Prophet des Alten Testaments vor Schmerz seine Kleider zerreißen würde. So stehen dem Zionismus politische Gründe vornan.

Wird die Umwandlung Palästinas in einen jüdischen Staat nun nicht schon durch den *Fortschritt* gerechtfertigt, durch die Traktoren auf dem Lande und die surrenden Maschinen in der Stadt? Die Juden haben versumpfte Gegenden entwässert und vom Fluche der Malaria befreit. Kilometerweit erstrecken sich ihre Fruchtgärten, manche kahle Höhe forsteten sie auf. Ausländisches Kapital floß ihnen so reichlich zu, daß sie leicht manche Strecke Ödlandes in einen üppigen Garten verwandeln konnten. Der Europäer kann sich gar nicht vorstellen, daß eine Jude im Schweiß seines Angesichts den Acker bearbeitet. Aber sie tun es wirklich, obwohl die Hauptmasse in die Städte strömt und sich im Handel und Geschäft heimischer fühlt. Ein Teil von ihnen bildet sich jedoch wieder tatsächlich zum Bauernvolk um. Ihre Dörfer sind ohne Sinn für das Besondere gebaut, das jede Landschaft vom Feingefühl des Menschen für sich erwartet; sie zerstören darum viel von dem Zauber, der die arabischen Ortschaften mit dem Boden verbindet, aus dem sie wie seine Kinder herauswachsen. Noch stärker ist die Verhäßlichung der Städte. Ihr Tel-Aviv ist eine grausige Ansammlung von geschmacklosen, modernen Bauten, ein großer Tingeltangel. So zerstören sie viel von dem feinen Hauch, der einst über Stadt und Land lag. Denn jenes Palästina, das so viel Biblisches gerade durch den trägen Konservatismus der Araber bewahrte, versinkt mehr und mehr unter diesen nüchternen Bauten, dazu noch bewohnt von Menschen, die nicht mehr aufschauen zu den ewigen Sternen, die deswegen von ihren Ahnen nur noch die Knochen, aber nicht ihren Geist ererbt haben.

Mit dem nahenden Kriegsende wandelte sich die politische Sicht für den Vorderen Orient. Der braune Alpdruck war vorüber, der rote ängstigte mindestens so stark. Kann man den *Vormarsch Rußlands* ans Mittelländische Meer, den Suez-Kanal, den Persischen Golf aufhalten? Zwischen diese Ziele schiebt sich die Völker-

masse der arabischen Welt, deren Gesicht und Herz man von Rußland abkehren muß. Gewinnen ließ sie sich aber nur, wenn man den Zionisten in Palästina den Rücken zukehrte. Anders als im ersten Weltkrieg senkte sich die Waagschale zugunsten der Araber. Noch früher als die Russen hatte das ebenso mächtige Öl bereits seine politischen Gewichte gezeigt. Die Vorräte in USA gehen dem Ende entgegen. Man schätzt, daß zwei Drittel des Öls in der kommenden Generation aus dem arabisch-islamischen Raum des Mittleren Osten gepumpt werden müssen. Nun lassen sich die Bohrungsstellen selbst durch starke Polizei bewachen, aber wer kann die Rohre schützen auf ihrem langen Lauf durch Wüsten und einsame Gegenden? Nur die Sympathie der Bevölkerung verbürgt, daß auch wirklich das Öl bis ans Meer vordringt und dort auf die Schiffe fließt. England hat 51 % dieses Öls in seinen Händen, USA schon 41 %, Frankreich bloß 6 %. Als darum England durch den zähen Guerillakrieg in Palästina in den Jahren vor 1939 erkannte, daß der Araber nicht mehr bloß träumend und redend hinter seiner Wasserpfeife saß, sondern wie im Sturm seiner Jugend zu den Waffen griff, als es weiter sah, wie die Wellen dieses Kampfes in jede Hütte des Mittleren Ostens hineinschlügen, da wurde es um sein Öl besorgt und begann, seine Politik zu überprüfen. Aus Palästina hat sich England nun zurückgezogen, die USA werden auch hier wie an anderen Punkten des Mittleren Ostens den leeren Platz besetzen müssen. Bisher ist ihre Linie in der Palästina-Politik aber noch nicht klar zu erkennen.

Die Zionisten in Palästina rüsteten seit Jahren. So suchten sie, um ihre Reihen für den Kampf zu füllen, möglichst viele junge Leute ins Land zu bringen. Da aber die Quote der *Einwanderung* beschränkt war, gingen sie den *illegalen Weg*. Das Netzwerk ihrer geheimen internationalen Organisation war gut gespannt. So drangen von allen Seiten Einwanderer über die Grenzen. Nach dem Kriege schleusten sie meistens Juden aus Osteuropa und dem Balkan durch die amerikanische Zone nach Italien. Dort kauften sie irgendeinen jammervollen alten Kasten auf und pflöpfen ihn

voll. Oft fingen englische Schiffe diese Kähne mit den armseligen Gestalten, deren ganzes Gepäck nicht selten nur ein Rucksack war, ab und brachten diese Einwanderer in ein Lager Palästinas, entließen sie aber dann in jüdische Kolonien. Dann wurde ihnen die Zahl zu groß, sie luden diese menschliche Fracht auf ihre Schiffe und überführten sie in eigene Lager nach Cypern. Andere von diesen Jammerschiffen entgingen den Späheraugen der englischen Flotte, sie landeten heimlich, und ihre Insassen tauchten in jüdischen Siedlungen unter. Wieder andere erlitten Schiffbruch, die Wogen warfen nur Trümmer ans Land. Auch fanden sich, bis der nationale Widerstand in voller Stärke erwachte, geldgierige Araber bereit, Juden über Ägypten und Syrien einzuschmuggeln. Ein beliebter Trick war z. B. für eine Zeit, je einen Juden in die enge Kiste einzupacken, die rechts und links von einem Kamel herunterhängt und zum Transport von Waren dient. Wie es scheint, ermordeten dann zuweilen aus Habgier Beduinen, die eine solche Fracht annahmen, die ihnen anvertrauten Juden in der Wüste. Wen erfaßt nicht Mitleid mit der Tragödie dieses Volkes? Niemand will sie, jede Nation hebt beschwörend und abwehrend die Hände hoch und sagt zur Nachbarnation: „Nimm Du sie doch.“ Solange die Völker der Welt nicht bereit sind, nach einem bestimmten Schlüssel Juden bei sich aufzunehmen, ist es durchaus verständlich, daß auch viele besonnene nichtzionistische Juden sich an Palästina klammern als den einzigen Nothafen, in den sie einlaufen können.

Der *Kampf der Zionisten gegen die englische Mandatsmacht* nahm an Intensität so zu, daß bald alle Gebäude der Regierung streng bewacht und durch Stacheldrähte abgesperrt waren. Trotzdem gelangen den Juden immer wieder Anschläge. Das blutigste Attentat in dieser Periode war im Sommer 1946 die Sprengung des rechten Flügels von King David Hotel in Jerusalem, in dem die obersten Behörden ihre Amtszimmer hatten. Vor dem Eingang stand ein militärischer Posten. Einlaß erhielt man nur gegen Vorzeigen einer schriftlichen Einladung, selbst dann mußte man noch erst das Abtasten der Taschen nach Waffen überstehen. So schien

alles aufs beste gesichert. Aber die Terroristen warfen zunächst auf die Straße vor dem Hotel eine Bombe, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Zwei von ihnen schritten dann, als Araber verkleidet, in die Haupthalle des Hotels. Einen englischen Offizier, der dort als Gast weilte und mißtrauisch auf sie zuschritt, knallten sie nieder. Dann liefen sie durch die Küche in den Keller unter den Regierungsflügel und sprengten den vorderen Teil durch alle Stockwerke hinauf in die Luft. 97 Tote wurden in tagelanger Arbeit aus den Trümmern hervorgeholt, zum größeren Teil harmlose Angestellte. Das Land war entsetzt über soviel Blut von Unschuldigen. Moslims und Christen der verschiedenen Konfessionen begleiteten gegenseitig ihre Opfer des Attentats auf die Friedhöfe, um auf diese Weise ihren Abscheu öffentlich zu zeigen. Die Engländer wichen vor diesen brutalen Methoden zurück. Als z. B. Sommer 1946 ihr Militärgericht einige dieser Terroristen zum Tode verurteilte, holte man aus einem Kasino englische Offiziere heraus und drohte, sie alle zu erhängen, falls ihre Kameraden an den Galgen geschickt würden. Die Regierung gab nach und begnadigte die Terroristen zu lebenslänglichem Gefängnis. Kurz ehe ich abfuhr, blieben achtzehn Zionisten in den Händen der Engländer als Gefangene zurück, als ihnen ein Anschlag auf die Eisenbahnwerkstätten in Haifa mißglückte. Wieder drohte der jüdische Geheimsender Vergeltung an, falls man das Todesurteil an den achtzehn vollstrecke. Als ich auf dem Schiffe war, brachte das Radio die Nachricht, daß die Todesstrafe in Gefängnis auf Lebenszeit umgewandelt sei.

Durch den gleichen Terror *erstickten die Zionisten jeden Widerspruch unter ihren Volksgenossen.* Um ein Beispiel zu geben: Sommer 1946 entdeckten die Engländer in einer jüdischen Kolonie bei Haifa ein unterirdisches Waffenlager. Das schrieben die Zionisten nicht dem englischen Spürsinn zu, sondern den Angaben von zwei Juden. Man schleppte sie aus ihren Wohnungen heraus, ein sog. „Volksgesicht“ verurteilte sie zum Tode. So beugten sich schnell alle den Parolen der Zionisten. Gaben sie z. B. den Befehl, zum Protest für irgendwas alle Geschäfte zu schließen, so wagte



kein Kaufmann, aus Angst vor dem „Volksgericht“ sich zu widersetzen. Sprach ich mit einem Juden im Café oder auf der Straße über politische Dinge, so schaute er sich vorerst ängstlich um, ob nicht ein Unberufener zuhorchte. Wir nannten das in Deutschland in Selbstironie den „deutschen Blick“.

Die Zionisten erlebten den Triumph, daß England aus Palästina abzog. Einige Stunden bevor das Mandat erlosch, proklamierte Ministerpräsident David Ben Gurion am 14. Mai in Tel-Aviv feierlich den Staat Israel, der sich vorläufig auf die Grenzen beschränken soll, die der Teilungsplan der Uno am 29. November 1947 festsetzte. Kampfflugzeuge, die über Nacht aus einer illegalen zu einer legalen Waffe geworden waren, kreisten während dieses Staatsaktes über der Stadt. *Werden nun die Zionisten auch den zweiten Triumph über die Araber erleben?* Da darf nicht übersehen werden: Der Islam von Nordafrika bis nach China hinein ist einig in dem Entschluß, daß Jerusalem mit dem Tempelplatz nicht in die Hände der Zionisten fallen darf. Auch die Kreuzfahrer sind schließlich nach strahlenden Siegen doch an der feindlichen Umwelt und der Glaubensmacht des Islam gescheitert. Die Christenheit wird ebenfalls auf die Haltung der Zionisten gegenüber den christlichen heiligen Stätten sehen. Wünschen und beten muß man, daß die Palästinafrage nicht durch Granaten und Fliegerbomben gelöst wird, damit nicht nach einigen Jahren Archäologen den Spaten auch für die allerjüngste Vergangenheit des Landes in Trümmerschichten ansetzen müssen. Hoffentlich haben die Mächte noch genug Macht, um eine internationale Kontrolle einzusetzen, die in diesem so unheilig gewordenen heiligen Land jedem das Seine gibt.

I N H A L T

Einführung	5
I. Das Land der Armut	11
II. Das Land der Heiligkeit	17
1. Der Tempelplatz	17
2. Die Grabeskirche	24
3. Der Siloah- und Bethesdateich	31
4. Bethlehem	35
5. Nazareth	41
III. Die deutsche katholische Mission	49
1. Vor dem Kriege	49
2. In und nach dem Kriege	59
IV. Die Araber	84
V. Die Juden	95



03 SA 8344

ULB Halle
000 730 971

3/1



Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black

mens Kopp

STINA

enheit und Gegenwart

949

Druckerei Paderborn

